16

f 22.12 x

Germ. sp. ~~2~~ 2°

~~15m~~

2° Rar. 2315-1/2 Becker

acquirirt am 15ten August 1846 p. Stoeger Thomas

Gli

DER
PLAUISCHE GRUND
BEI DRESDEN,
MIT HINSICHT
AUF
NATURGESCHICHTE
UND
SCHÖNE GARTENKUNST.

HERAUSGEGEBEN
VON
W. G. BECKER.

Mit fünf und zwanzig Kupferblättern.

NÜRNBERG,
IN DER FRAUENHOLZISCHEN KUNSTHANDLUNG.
1799.

AN

SR. EXCELLENZ

DEN

HERRN GRAFEN

CAMILLO MARCOLINI

SR. CHURFÜRSTL. DURCHLAUCHT ZU SACHSEN

OBERKAMMERHERRN, WIRKLICHEN GEHEIMEN RATH UND KÄMMERER, DIRECTOR DER PORCELLAIN-MANUFACTUR, GENERALDIRECTOR DER KÜNSTE UND KUNST-AKADEMIEN, IMGLEICHEN DES ST. ANDREAS-ORDENS RITTER UND DES ST. STEPHANS-ORDENS GROSS-KREUZ.

Hochgeborner Graf,

Gnädiger Herr Oberkammerherr!

Ew. Excellenz habe ich die Ehre hiermit ein Werk zu überreichen, das wenigſtens in Anſehung des Gegenſtands, den es behandelt, *Ihren* Beifall einigermaſsen zu gewinnen hofft. Vielleicht erhält es dadurch einigen Werth, daſs alle Theile der Naturgeſchichte mit den vornehmſten Merkwürdigkeiten und den Schilderungen der natürlichen Schönheiten, an welchen der Plauiſche Grund ſo reich iſt, in demſelben zu einem Ganzen vereiniget worden ſind. Der reizende Bezirk, der mir vor Augen lag, brachte mich auf den Gedanken, einige Winke über zweckmäſsige, aber behutſame Verſchönerung der Natur einzuſtreuen; doch ſind jene Äuſserungen der weſentlichen Abſicht dieſer Beſchreibung immer nur untergeordnet geblieben. Die Schwierigkeit des Unternehmens, ſo mancherlei verſchiedene Stoffe in einander zu verſchmelzen, wird mich vielleicht

*

wegen Unvollkommenheiten um ſo eher entſchuldigen, da mir kein einziges Werk von ähnlicher Art zu einem Vorbilde dienen konnte.

Ew. Excellenz übergebe ich aber dieſes Werk bloſs als ein geringes Merkmal meiner Ehrerbietung und Ergebenheit, womit ich die Ehre habe immerdar zu verharren

Ew. Excellenz

Dresden, den 1. May 1799.

unterthänigſter und gehorſamſter
Wilhelm Gottlieb Becker.

VORBERICHT.

Als ich den Entſchluſs faſste, eine Beſchreibung des Plauiſchen Grundes mit den vorzüglichſten Proſpecten aus demſelben zu liefern, war der Plan, den ich mir dazu entworfen hatte, ſehr einfach. Erſt nachher gerieth ich auf den Gedanken, mich über die darin befindlichen naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten etwas weitläuftiger zu verbreiten, und zugleich einige Winke über Gartenkunſt und Naturverſchönerung einzuſtreuen, wozu mir die ſchönen maleriſchen Parthien dieſes Thals eine ſehr natürliche Veranlaſſung gaben. Und ſo entſtand folgende Beſchreibung, welche den erſten Theil dieſes Werks ausmacht.

Um aber nicht allein die Liebhaber der Naturgeſchichte, ſondern auch die Kenner der einzelnen Zweige derſelben zu befriedigen, habe ich zugleich eine mineralogiſche Beſchreibung, ein Verzeichniſs der

Pflanzen und ein Verzeichniſs der Inſecten des Grundes durch hieſige ſachkundige Männer veranſtaltet. Die erſte hat einen Mann von unermüdeter Forſchbegierde und gründlicher Kenntniſs, Herrn Tauber zum Verfaſſer, der mir ſelbſt bei meiner eigenen Beſchreibung ſehr nützlich geweſen iſt. Das Verzeichniſs der Pflanzen rührt von einem eifrigen jungen Botaniker, Herrn Purſch, her, der ſich der botaniſchen Gärtnerei gewidmet hat, und für die Zukunſt in ſeinem Fach nichts gemeines verſpricht. Das Verzeichniſs der Inſecten hat der Herr Baron von Block, der ſchon als Kenner dieſes Zweigs der Naturgeſchichte rühmlichſt bekannt iſt und eben ſo reiſe Kenntniſſe in den übrigen Fächern beſitzt, nebſt den unter ſeiner Aufſicht vortreflich gezeichneten Inſecten dazu geliefert. Es würde ein wahrer Gewinn für dieſe Wiſſenſchaft ſeyn, wenn er, wie man hoffen darf, einmal ein eigenes Werk von Inſecten herausgäbe, wozu ihm ſeine beträchtliche Sammlung die ſchönſte Gelegenheit verſchaffte.

Jene drei ſyſtematiſchen Abtheilungen machen den zweiten Theil aus. Über die Pflanzen und Inſecten des Grundes war meines Wiſſens noch nichts vorhanden. Über die mineralogiſchen Gegenſtände hingegen, beſonders über die Kohlenflötze und Verſteinerungen, giebt es zwar mehrere Schriften, die auch am gehörigen Orte angeführt worden ſind, und worunter die vortrefliche Mineralogiſche

Geographie der Churſächſiſchen Lande von dem Herrn Bergrath von Charpentier bloſs das wichtigſte liefert: allein in dieſem Werke erſcheint das Merkwürdigſte des ganzen Grundes bis Tharand, nach wiederholten Unterſuchungen, in gedrängter Kürze beiſammen, und die neuen Entdeckungen ſind dabei gehörig bemerkt worden. Das beigefügte Profil der Gebirge trägt überdieſs viel zu beſſerer Anſchaulichkeit bei.

Die Proſpecte ſind gröſstentheils von dem berühmten Landſchaftsmaler, Herrn Klengel gezeichnet, bis auf einige, die von der Hand des verſtorbenen jungen Oeſer ſind. Geſtochen ſind ſie von Herrn Darnſtedt, der ſich durch dieſelben als einen ſehr geſchickten Kupferſtecher noch bekannter machen wird. Der Herr Lieutenant Lehmann, der bei der hieſigen Ritterakademie als Conducteur angeſtellt iſt und mit ſeinen geometriſchen Kenntniſſen die gröſste Geſchicklichkeit im Situations-Zeichnen verbindet, hat den Grund aufgenommen und gezeichnet, und Herr Keyl hat ſich durch den Stich deſſelben aufs neue empfohlen.

Durch Vereinigung ſo vieler geſchickter Männer gelang es mir, dieſs Werk, das, ſeiner Einrichtung nach, vielleicht als das einzige ſeiner Art betrachtet werden kann, auf eine anſtändige Weiſe auszu-

ſtatten. Es blieb mir weiter nichts übrig, als es der Pflege eines Mannes anzuvertrauen, der es in einem geſchmackvollen Gewande vor die Augen des Publikums brächte; und wem konnte ich es da mit gröſserer Zuverſicht überlaſſen, als dem Herrn Frauenholz in Nürnberg, deſſen Kunſtverlag von dieſer Seite auf das vortheilhafteſte bekannt iſt. An der ſpätern Erſcheinung ſind Umſtände Schuld, die weder von ihm noch von mir herrühren: indeſſen hat das Werk in jeder Rückſicht dabei gewonnen.

Der Herausgeber.

VERZEICHNIS
DER
SUBSCRIBENTEN
IN DER ORDNUNG
WIE SIE GEMELDET WORDEN SIND.

	Exemplar.
Se. Durchlaucht, der Landgraf von Heſſen-Caſſel. - -	1
Se. Durchlaucht, der Herzog von Sachſen-Gotha. - -	1
Se. Durchlaucht, der Erbprinz Franz Friedrich Anton von Sachſen-Coburg-Saalfeld.	1
Se. Excellenz, Herr Statthalter Graf von Erbach in Wirzburg. -	1
Herr Regierungsrath Geisler in Gotha. - - -	1
— Hofrath Wrisberg in Göttingen. - - - -	1
— Geheime Rath von Nimptſch in Dresden. - - -	1
— Geheime Rath Graf von Hagen in Dresden. -	1
— Oberrechnungsrath Canzler in Dresden. - - -	1
Die Churfürſtliche Bibliothek in Dresden. - - -	1
Herr Hofrath Adelung in Dresden. - - - -	1 Vel.
— van der Breling in Dresden. - - - -	1
— Geheimer Kriegsrath von Ponickau in Dresden. - -	1
Se. Excellenz der Herr Cabinets- und Conferenzminiſter Freiherr von Wurmb in Dresden.	1 Vel.
Der Herr Fürſt Johann von und zu Lichtenſtein, Herzog in Troppau und Jägerndorf, K. K. General-Major und Ritter des Maria-Thereſien-Ordens in Wien.	1
Die Frau Fürſtin Leopoldine von Graſſalkowitz geb. Fürſtin von Eſterhazy in Preſsburg.	1
Herr Graf Michael von Witzay, K. K. Kammerherr in Preſsburg. -	1
Frau Gräfin Anna von Witzay, geb. Gräfin von Graſſalkowitz in Preſsburg.	1
Frau Gräfin Katharina von Keglewicz, geb. Gräfin von Zicchy in Preſsburg.	1
Herr Baron von Firks in Curland. - - - -	1 Vel.
— Rath Schiemann in Mietau. - - - -	1
— Friedrich Adam Kayſer in Leipzig. - - -	4
— Carl Gottl. Herrmann } zu Glauchau in Sachſen. - -	1
— Johann Gottfried Herrmann } zu Glauchau in Sachſen. - -	2
— Doctor Grambs in Frankfurt am Main. - - -	1
— Andreas Sinckenthaler zu Eperies in Ungarn. - -	2
— Franz. H. Maltz et Comp. in Hamburg. - - -	1
— J. F. Dürking et Sohn in Halle. - - - -	1
Die J. G. Fleiſcherſche Buchhandlung in Frankfurth am Main. -	1

	Exemplar.
Herr Wilhelm Grasmeyer in Hamburg.	1
— Otto von Axen in Hamburg.	1
— Arnold Schuback in Hamburg.	1
— Kriegsrath Gärtner in Braunschweig.	1
— Hauptcassirer Beschorner in Dresden	1
— von Damnitz in Dresden.	1
— von Gersdorf auf Messersdorf in der Oberlausitz.	1
— von Zanthier, Königl. Preussischer Hauptmann.	1
— Baron von Braun, K. K. Hof-Banquier in Wien.	1
— von Engeström, Königl. Schwedischer Gesandter in Berlin.	1
— von Caström, Königl. Schwedischer Chargé d'affaires in Berlin.	1
— Riesenberg, Amtsverwalter zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen.	1
— von Seelhorst, Ritter des Danebrog-Ordens, Conferenzrath und Chef des Herzogl. Oldenburgischen Hofes in Ploen.	1
— J. A. Günther, Senator in Hamburg.	1
— Schulze, Catechet am Spinnhause in Hamburg.	1
— Schreiber, Professor in Baden.	1
Die Behrensche Buchhandlung in Frankfurth am Main.	1
Herr Buchhändler Hofmann in Hamburg.	12
— Wiebeking, Hessen-Darmstädtischer Steuer-Rath und Ober-Rheinbau-Inspector in Darmstadt.	4
— Franz Carl Freiherr von Münster, Domherr in Bamberg.	1
— Apotheker Curtius in Sorau.	1
— Buchhändler Rabenhorst in Leipzig.	1
— Secretair Schlick in Gotha.	1
— Johann Jacob Winkler von Mohrenfels in Nürnberg.	1
— von Königsthal in Nürnberg.	1
— Hammerich in Altona.	1
— Carl August Graf von Reisach, Johanniter-Ordensritter, Churpfalzbaierscher Kämmerer, Regierungsrath und Oberamtmann zu Heideck und Hilpoltstein.	1
— Graf von Fries in Wien.	1
— Oberbergamts-Rendant Joh. F. Koglin in Breslau.	1
— Petri, bevollmächtigter Director der Fürstl. Johann von Lichtensteinischen Herrschaften.	1
— Landschaftmaler Ludwig in Petersburg.	2
— Johann Conrad Cnopf in Nürnberg.	3
Ungenannte.	10

DER

PLAUISCHE GRUND.

Unstreitig gehört es zu den Glückseligkeiten des menschlichen Lebens, in einer reizenden Gegend zu wohnen; denn schöne Natur hat einen mächtigen Einfluſs auf Geist und Herz. Die anmuthigen Bilder umher, die sich im Auge spiegeln, verbreiten in unserm innern Gesichtskreise eine liebliche Heiterkeit, und geben dadurch den thätigen und leidenden Bewegungen des Gemüths eine Stimmung, die dem Wirken des Geistes eben so günstig ist, wie dem Genuſs der reinen Empfindung. Der heitere Blick in das Helle der schönen Schöpfung öffnet uns gleichsam die Schranken des Verstandes, so wie hingegen eine neblichte und trübe Aussicht sie zu verengen scheint. Und dieſs gilt auch überhaupt, nur mehr und weniger, von jeder reizenden oder öden Gegend: der Einfluſs, den sowohl die eine als die andere auf den Menschen hat, bleibt überall unverkennbar.

Welcher sonst fühllose Städter eilet nicht wenigstens der freien Natur in den Blütentagen des Frühlings zu, wo auch die ärmste Gegend sich mit unwiderstehlichen Reizen schmückt! Dem Fühlenden gefällt sie in jedem Gewande; aber da, wo jener nur wahrzunehmen scheint, wird dieser von Entzücken hingerissen. Die Empfindung hat ihre Stufen, wie die Schönheit, die ihr gebietet. Zwar ist alles schön in der Natur, und die Empfindung weiſs es zu würdigen: aber höherer Schönheit huldiget die ganze Seele, und die Bewunderung löset sich in süſse Wollust auf.

Die Gewalt, welche die schöne Natur auf die Herzen der Menschen hat, äuſsert sich in der Neigung derselben, sich irgendwo ein Plätzchen zum Vergnügen auszuwählen, sollte es auch nur in dem engen Bezirke eines Gärtchens

beſtehen. Der Gedanke, ſo ein Stückchen Erde mit allen ſeinen innern und äuſsern fruchtbaren Kräften als Eigenthum betrachten zu dürfen, ſetzt es mit jedem gröſsern und ſchönern Erdſtrich, den wir nicht beſitzen können, in eine Art von Gleichgewicht, und die wenigen Bäume und Gewächſe, die darin Platz finden und gedeihen, gelten uns dann eben ſo viel, als die geräumigen Parke reicher Landbeſitzer mit allen ihren überraſchenden Anlagen und Ausſichten.

Jede Verſchönerung der Natur, jede Nachbildung ihrer Reize in einer Gegend, welcher ſie mangeln, muſs daher die nächſte Beziehung auf das Herz oder die Empfindung haben, wenn ſie ſchöne Natur gewähren oder erſetzen ſoll. Faſt noch innigere Anſchmiegung an dieſen Grundſatz wird erfordert, wenn man das groſse Werk unternimmt, die ſchon vorhandene ſchöne Natur einer geräumigen Gegend noch mehr zu veredeln, und ihr, auſser den natürlichen Anſprüchen an unſer Herz, ein ungewöhnliches Gepräge von Würde und Bedeutung zu geben, wodurch zwar immer erſt die Empfindung erregt, aber durch ſie die mit ihr verſchwiſterte Kraft des Denkens nur um ſo lebhafter und ſtärker beſchäftiget wird. Eine ſolche Unternehmung iſt unendlich ſchwieriger als jene.

Bloſse Nachbildung einer angenehmen Natur in einer ſogenannten freien Garten-Anlage erfordert zwar immer richtiges Gefühl und geordneten Geſchmack, aber man verzeiht darin die Launen der Phantaſie, und iſt dankbar für jede Schönheit, welche der Bildner einer angenehmen Landſchaft auf einem vernachläſſigten Grundſtücke hervorgezaubert hat. Jede dieſer Garten-Anlagen kann ja ohnediſs ſelten mehr als Ein Hauptgemälde mit untergeordneten und damit verbundenen Scenen enthalten, wenn man nicht eine kleine Provinz in einen ſolchen Garten umzubilden unternimmt; und dieſe Einheit des Plans muſs ihr natürlich eben ſo zum Vortheil, wie ihrem Urheber zum Ruhme gereichen; denn ſelbſt ein beträchtlicher Raum, mit der Geſchichte mehrerer Jahrhunderte und mit Gebäuden aus verſchiedenen Welttheilen angefüllt, kann uns nicht länger unterhalten, als bis wir die ſämtlichen Vorſtellungen des prächtigen Gukkaſtens überſehen und uns von der Planloſigkeit der verworrenen Schöpfung überzeugt haben. Die Natur geht dabei verloren; die Dichtung, wenn anders eine ſo bunte Zuſammenſetzung dieſen Namen verdient, vermag uns oh-

ne dieſelbe nicht zu täuſchen, und das Ganze hat nicht mehr Anſpruch auf unſere innere Würdigung deſſelben, als ein artiges Schattenſpiel an der Wand.

Aber dennoch iſt die Verſchönerung einer ſchon an ſich reizenden Gegend, wenn man ihr zugleich eine intereſſante Bedeutung geben will, mit noch weit gröſsern Schwierigkeiten verbunden. Ich unterſcheide daher mit Abſicht eine verſchönerte Landſchaft, wie das Seifersdorfer Thal, von einer Garten-Anlage, wie Wörlitz. Es ſind zwei verſchiedene Gattungen, die zwar auf einerlei Grundſätzen beruhen, aber doch in der Ausbildung verſchiedenen Geſetzen unterworfen ſind. Der Begriff *Garten* ſetzt ſchon ein beſtimmtes umſchloſſenes Ganzes voraus, von Menſchenhänden gebildet, und, wenn auch der ſchönen Natur noch ſo glücklich nachgeahmt, dennoch durch Kunſt geſchaffen, und daher immer geſchmückter als ſie; denn ſelbſt der einfachſte Naturgarten kann nicht verläugnen, daſs er ſein Daſeyn den Händen der Menſchen verdankt.

Der Unterſchied dieſer beiden Gattungen beſteht alſo darin, daſs diejenige, welche den Namen eines Gartens zu führen berechtiget iſt, wenn auch hie und da die Natur ſelbſt benützt worden wäre, gröſstentheils durch Kunſt entſtanden iſt, und daſs hingegen eine verſchönerte Landſchaft ihre weſentliche Beſchaffenheit und ihre gröſsten Reize von der Natur ſelbſt, von der Kunſt aber blos den zufälligen Charakter erhalten hat, den man ihr zu geben für gut befunden.

So dankbar ich auch die Anlage eines ſchönen Naturgartens, zumal in einer minder angenehmen Gegend, erkenne, wenn edler Geſchmack und wahres Gefühl ihn hervorgebracht haben, ſo geſtehe ich doch frei, daſs mir eine vortrefliche Naturgegend, die mit Felſen und Waſſer und ſchönen Bäumen ausgeſtattet iſt, unendlich mehr gilt. Iſt ſie aber vielleicht noch hie und da durch ſchonende Kunſt verſchönert und mit einigen zweckmäſsigen, dem Charakter des Ganzen angemeſſenen, jedoch nicht allzu gemeinen Gebäuden belebt, ſo wird ſie dadurch freilich noch anziehender. Sparſam braucht man hier der Natur nur zu Hülfe zu kommen, dort eine ſchöne Maſſe von Felſen etwas zu enthüllen, und vielleicht eine andere zum Theil hinter Geſträuch zu verſtecken; hier den Umriſs der Waldung und Wieſe zu verändern, und dort die geraden Linien kreuzender Wege zu krümmen oder den Werth des rauſchenden Bachs auf kluge Weiſe zu nützen;

aber freilich mufs die Natur die Hand dazu bieten, und die Verbefferungen müffen fo felten als möglich an die Kunft erinnern.

Die Natur felbft rechtfertiget eine Veredlung ihrer Annehmlichkeiten und Schönheiten; denn im Grunde beftehet diefelbe nur in der harmonifchen Zufammenftellung reizender Parthien, die fich in der Natur felbft, wiewohl einzeln, und nicht immer fo verbunden finden. Eine gefchmackvolle Anordnung und Verbindung derfelben, wenn nämlich dergleichen vorhanden find, oder mittelft kluger Maafsregeln aus der Natur felbft, ohne ihr zu viel Zwang anzuthun, gebildet werden können, ift dem Freunde der fchönen Natur wohl vergönnt. Aber eine folche Unternehmung ift nicht fo leicht als man denkt, und auch damit wäre immer nur die Hälfte gethan: denn erft durch Anlagen, welche die Natur nicht von felbft darbietet, nämlich durch Gebäude und ähnliche Dinge, die von Menfchenhänden hervorgebracht werden, um Ruhepuncte für immerwährenden oder vorübergehenden Genufs zu fichern, wird die verfchönerte Gegend belebt, und hauptfächlich durch fie bekömmt fie nun erft eine beftimmte Bedeutung.

Die Ausbildung und Verfchönerung einer angenehmen Naturgegend mufs fich ganz nach dem Charakter richten, den die Natur bereits ohne menfchliches Hinzuthun trägt. Ift er lachend und fanft, fo taugt er am beften zu einem heitern ländlichen Styl. Ift er ernft und erhaben, fo veranlafst er Ideen zu einer höhern romantifchen Bildung, die ihm hauptfächlich durch die Wahl der Gebäude gegeben werden kann. Aber jede diefer Behandlungsarten mufs fich wieder ganz nach dem Umfang, der örtlichen und natürlichen Befchaffenheit der Gegend richten, und mit derfelben in gehörigem Verhältnifs ftehen. Das Mehr und Weniger, das Nöthige und Schickliche kann, ohne auf einen gewiffen Platz zu deuten, nicht wohl vorgezeichnet, fondern mufs blos durch reinen Gefchmack beftimmt werden.

Der ländliche Styl ift am leichteften auszuführen, wenn er fchon nicht weniger richtiges Gefühl und gefunden Gefchmack erfordert als der erhabene. Die Natur geht uns hierin felbft an die Hand, und es fcheinet mehr Kunft dazu zu gehören, ihr nichts von ihrem eigenthümlichen Gepräge und ihren Schönheiten zu nehmen, als ihr durch Verfchönerung und Belebung einen höhern Werth zu

geben. Oft ist sie so reizend geordnet, dafs nicht das Mindeste verändert oder hinzugesetzt zu werden braucht; oft bedarf es nur die Wegnahme einiger Bäume, oder die Pflanzung einer Baumgruppe, oder eines ländlichen Stegs über den Bach an einem schicklichen Orte, um einen höhern Grad von Lieblichkeit zu erhalten. Das Wohngebäude sei dem Charakter der Natur angemessen, die es umgiebt, einfach und angenehm, weder gemein, noch gesucht; aber die wenigen zum Vergnügen bestimmten Gebäude, zu welchen einige natürliche Wege durch Wiesen, über bebuschte Hügel oder durch ein anmuthiges Thal in der Nähe eines Bachs hinführen, seien ländlicher Art, aber gewählt; etwa ein schweizerisches Bauerhaus an dem Abhange eines Hügels, oder eine malerische kunstlose Jägerhütte unter breit darüber hin ragenden Eichen. Oft braucht es zu Erreichung dieser Absicht nicht einmal eigenthümlicher Gebäude. Die Mühle, die dort unten im Thale so malerisch liegt, verlangt blos eine andere Ansicht und Form, von nicht gewöhnlicher, aber angemessener Bauart, um eine verschönerte Landschaft zu bilden. Die Bauerhütte, die hier so einzeln zwischen Bach und Hügel hinter den hohen Erlen liegt, ist mit geringer Mühe in eine malerische Parthie umgeschaffen; eine bessere Gruppirung des kleinen Nebengebäudes mit einer unregelmäfsigen Umzäunung des Ganzen und einigen schicklich angebrachten Holunderstauden, zur Unterbrechung der Gleichförmigkeit in den Umrissen, gäben dem ganzen Bilde einen lieblichen unbefangenen Reiz. Und so finden sich noch aufserdem eine Menge kleiner Parthien in der Natur, die nur geschont und benützt werden dürfen, um dem ganzen Gemälde mehr Gewicht und Anmuth zu geben. — Kleinigkeiten, die der wahre Freund der Natur und der gefühlvolle Landschaftsmaler nie übersieht, und die oft ein schönes Bild erst reizend und anziehend machen.

Weit gröfsere Ansprüche an die Natur und ihren Künstler macht der romantische Styl. Nicht jede Gegend ist desselben empfänglich, ob es wohl kleine Parthien in jeder geben kann, die, verglichen mit der übrigen umgebenden Natur, romantisch genannt werden dürften. Die Kunst allein, ob sie schon den Charakter der Natur näher bestimmen, veredlen und erhöhen hilft, vermag keineswegs ihr einen Charakter einzudrücken, zu dem nicht wenigstens die Hauptanlage vorhanden war. Zwar ist der Begriff des Romantischen umfassend genug, um sich jeder gefälligen Gegend anzuschmiegen: aber die höheren Gattungen dessel-

ben geziemen nur einer erhabenern Natur. Unwahr und lächerlich ſind daher Nachahmungen wunderbarer Geſtalten und Wirkungen einer reichen Natur in einer ärmlichen Gegend, die nur durch gefällige Reize aus ihrem unbedeutenden Zuſtande gehoben werden kann, und in anſpruchloſer Verſchönerung gewiſs beſſer gefällt, als in einer geborgten Verzierung, die ihr nicht geziemt. Eine gemeine proſaiſche Natur mit erhabener dichteriſcher Kunſt aufgeſtutzt, gleicht einem ärmlichen Menſchen, der ſich durch äuſsern abſtechenden Prunk, welcher ihn nicht kleidet, eine Würde zu geben ſucht, die er nicht beſitzt. In beiden ſieht man ſogleich, daſs ſie nicht für einander gemacht ſind; und ſo wie der letztere durch ſein lächerliches Beſtreben, einen wichtigen Eindruck zu bewirken, mehr verliert als gewinnt, eben ſo ſehr verliert eine natürliche Gegend oder Garten-Anlage an dem eigenthümlichen Werthe, den ſie ſonſt beſitzen mag, ſobald ſie mit unnatürlichen und fremdartigen Gebäuden ausſtaffirt wird, die weder Beziehung noch Verhältniſs zu ihr haben. Anlagen aber, die der Beſchaffenheit der Gegend nicht widerſprechen, ſondern mit dem Ganzen übereinſtimmend erſcheinen, können allerdings viel dazu beitragen, ſie zu verſchönern und ihr ein bedeutendes Gepräge für den Geiſt zu geben; und je mehr darin die Werke der Kunſt in die Wahrheit übergehen, oder je möglicher ſie mit der Natur ſeit langer Zeit gedacht werden können, deſto mehr Eindruck müſſen ſie nothwendig auf den fühlbaren Beobachter machen.

Die reizendſte Art von Behandlung einer intereſſanten Naturgegend iſt die romantiſch-ländliche, wo nämlich der romantiſche und ländliche Charakter in einander laufen. Es ſcheint vielleicht ſeltſam, den letztern in einer freien Gegend noch beſonders zu bedingen, da man ihn einmal für den Hauptcharakter einer jeden natürlichen Lage zu halten gewohnt iſt; und dennoch iſt dieſe Bedingung ſehr richtig, weil, nach genauerer Beſtimmung, nicht jede Naturgegend ländlich genannt werden kann, und in einer romantiſchen Anlage der Charakter des Ländlichen keineswegs von ſelbſt liegt, wenn er nicht abſichtlich in dieſelbe verwebt worden iſt, oder urſprünglich darin vorhanden war. Eine Gegend, die blos das Gepräge der Fabel oder der öden Vorzeit trägt, iſt ungeachtet der lebendigen Natur umher keinesweges ländlich zu nennen, da blos die Spuren einer einfachen ruhigen Lebensweiſe, von welcher die wirthſchaftliche Benützung des umliegenden Bodens und anſpruchloſe Hütten von Pflügern und Hirten zeugen,

den sanften und heitern Charakter des Ländlichen bestimmen. Die Schaafe, die dort am sonnigen Hügel unter den malerischen Ruinen der alten Burg in der Nähe ihres ruhenden Hirten weiden, und seine dürftige Wohnung mit dem alten bemoosten Strohdach, die hinter jenem Hügel zur Hälfte durch das Gebüsch hervortritt, mildern die natürliche Wildniſs der schauerlichen romantischen Gegend und geben ihr einen lieblichen Reiz. Dieser Uebergang des Romantischen in das Ländliche und des Ländlichen in das Romantische, schmeichelt dem Auge wie der innern Empfindung, und vermag daher jeden Wanderer in eine wohlthuende Stimmung zu versetzen. Der sanft Fühlende, der sich gern an das stille Leben der Natur anschmiegt, wird allmählich zu dem romantischen Gebiete der Begeisterung empor gehoben, und der umfassende Geist, der sich in die ideale Welt durch schnellen Schwung zu versetzen vermag, steiget dann, um sich von seinem Fluge zu erholen, gern wieder zu den natürlichen Gefühlen und Genüssen des wirklichen Lebens herab. So wird der Zweck einer geschmackvollen Verschönerung der Natur erreicht, wenn sie auf den gebildeten Menschen eben so lebhaft wirkt, wie die schöne Natur selbst; und so gewährt sie durch liebliche Täuschung einen eben so angenehmen Genuſs wie diese, indem auch der Zustand einer vorübergehenden Schwärmerei, so lang' er dauert, für den unbefangenen Schwärmer eben so beglückend als der Zustand der Wirklichkeit ist.

Aber nicht die äuſseren Formen allein, die einer Gegend von der Natur selbst eingedrückt werden, noch die verschiedenen Massen, deren Gruppirungen die Hauptparthien bilden, noch die Harmonie des Colorits, welche dem Auge schmeichelt; nein, nicht diese Ansichten und Bilder allein vergnügen und unterhalten den wahren Freund der Natur: er wird auch gern mit den einzelnen Gegenständen vertraut, welche mehr oder weniger dazu beitragen, dem Ganzen so anziehende Reize zu geben. Daher ist es ihm nicht gleichgültig, diese oder jene gewöhnlichen Gehölze in seinen von ihm selbst geschaffenen Anlagen zu seinen Schatten-Parthien zu wählen: er wählet von einheimischen, die ihm zu diesem oder jenem Behuf am geschicktesten scheinen, und verbrüdert sie mit ausländischen, welche das Klima duldet. Der Boden wird mit Pflanzen verschiedener Himmelsstriche geschmücht; und so wird noch dann sowohl der Sinn als der Geist durch einzelne Gegenstände beschäftiget, wenn beide sich von den Wirkungen des Ganzen und seiner untergeordneten Theile nun wieder erheben zu wollen scheinen.

Wie viele Vorzüge hat hierin eine reiche natürliche, zumal gebirgige Gegend vor einer künſtlichen Anlage! Man betrachtet, man bewundert in dieſer das Nebeneinanderſeyn ſo mannichfaltiger Pflanzen und Bäume, welche nicht leicht in der freien Natur einem gemeinſchaftlichen Boden von ſelbſt entſprieſsen; allein in jener freut man ſich des einheimiſchen Reichthums von gröſsern und kleinern Gewächſen, die jeder wiederkehrende Frühling freiwillig hervorbringt oder ungepflegt vom neuen bekleidet. Da erſcheint die Natur nicht blos als Wärterin, ſondern als Mutter, und als ſolche muſs ſie denn wohl einen herzlichern Antheil für ſich und ihre Kinder erregen.

Dieſe Aeuſserung ſei jedoch nichts weniger als ein tadelnder Seitenblick auf Gärten, die hauptſächlich beſtimmt ſind, Gewächſe mehrerer Welttheile zu bewirthen und dem Kenner der Pflanzenkunde zur Schule zu dienen. Hier iſt ſchon genug, daſs die Natur unſers Himmelsſtrichs fremde Gewächſe an Kindes Statt annimmt, um ſie dem Pflanzenforſcher in lebender Vollkommenheit darzuſtellen, da er ſie ſonſt nur in erſtorbenem Zuſtande oder in Abbildungen betrachten könnte. Auch ſolchen Gärten muſs es zum Lobe gereichen, wenn daraus die einförmige Steifheit ſo viel als möglich verdrängt wird; aber darum verlangen unregelmäſsige Pflanzungen und gebogene Wege für ſie noch nicht den Titel engliſcher Gärten. Die wahre Abſicht ihres Daſeyns iſt nicht zu verkennen, denn keine fremden Gebäude oder überraſchende Anlagen ſchwächen den Eindruck ihrer Beſtimmung. Ein ſolcher Naturgarten iſt der reichhaltige Garten von *Pillnitz*, wo die Gewächſe nicht dem Garten-Charakter, ſondern die anmuthigen Garten-Parthien den Gewächſen untergeordnet ſind. Hier dienen die Bäume und Gebüſche nicht zu Hecken und Wänden, nicht zu Einfaſſungen der Wege oder zu Schattenparthien, nicht zu Couliſſen überraſchender Scenen, ſondern ſie geben gleichſam nur die Gelegenheit zu reizenden Gängen, um den Reichthum der ſchönen Pflanzenwelt bequemer überſchauen zu können, und mitten in der Betrachtung und Bewunderung ſich in eine fremdartige Natur verſetzt zu fühlen. Daher ſind der Gegenſtände ſo wenig darin, die an den Charakter eines ſogenannten engliſchen Gartens erinnern. Ein einziges Luſtgebäude, das noch überdieſs ſeine Entſtehung einem nützlichen, auf die ganze Anlage ſich beziehenden Zwecke verdankte, eine kleine Pappel-Inſel auf einer mäſsigen Waſſerparthie, und eine einzige Statue an einem ſchicklichen Orte, machen die zufälligen Ver-

zierungen des Gartens aus, damit er wenigſtens etwas enthalte, was, auſser den ſchönen Schattenparthien, die Begriffe und Bedürfniſſe der Nichtkenner in demſelben befriedigen könnte. Dieſe einzige Statue, eine ſchöne Veſtalin aus carrariſchem Marmor, von dem berühmten Trippel, iſt an ſich ſelbſt ſo zufällig und anſpruchlos, und doch für den fühlenden Denker in mancherlei Hinſicht ſo bedeutend, daſs es ihn freuen muſs, nur ſie und keine andere in dieſem Garten zu finden, welcher nie beſtimmt war, als ſolcher ſich über die ſchöne Natur zu erheben, da die umliegende Gegend alles vereiniget, was ſie über die reizendſten Gärten hinwegſetzt, und der einzige Weg auf den Porſchberg unter die lieblichſten Gänge gehört, an deſſen Nachahmung jeder Gartenkünſtler verzweifeln müſste.

Die Vermiſchung der einheimiſchen Baumgewächſe mit fremden, die in ſogenannten engliſchen Gärten kein Geſetz iſt, weil man darin weniger auf das einzelne, als auf Wirkung im Ganzen, auf Maſſen, Gruppen, Abſtufung und Colorit Rückſicht nimmt, iſt in der freien Natur nicht unerlaubt. Auch findet ſich ſchon das Beiſpiel einigermaſſen in ihr ſelbſt, und es gewährt einen angenehmen Anblick, zumal im Frühling, unter Buchen und Birken und anderem Laubholz ſchlanke Fichten emporragen zu ſehen. Nur muſs dieſe künſtliche Miſchung nicht überall eintreten und ins Tändelnde fallen, weil man ſich ſonſt aus dem geſchaffenen Paradieſe, wie aus einem zu ſehr geſchmückten Garten, wieder nach der Wahrheit der Natur ſehnen möchte. Schon in einem groſsen Gartenbezirke werden hie und da Maſſen von einerlei Bäumen erfordert; deren Zuſtammenſtellung übrigens, in phyſiſcher und ökonomiſcher Hinſicht, einen erſprieſslichen Nutzen haben dürfte: aber in einer Naturgegend von beträchtlichem Umfang iſt es gleichſam eine weſentliche Bedingung. Indeſſen läſst ſich dieſs alles, ſowohl zur Zierde des Ganzen, wie zur Vermehrung der geiſtigen Unterhaltung, noch leichter vereinigen, als es ſich glücklicher Weiſe hierin wider die natürliche Beſchaffenheit ſündigen läſst. Wie angenehm würden nicht mit den natürlichen Wäldern kleine Gehölze und Haine von Lerchbäumen oder Platanen oder Acacien abwechſeln, oder wie reizend könnten dann wieder an ſchicklichen Orten, wo man die Spuren einer pflegenden oder verſchönernden Hand erblickte, mancherlei fremde Geſträuche und Bäume anſpruchlos durch einander ſich finden! Auf ſolche Weiſe dürfte demnach die freie Landſchaft

ſich alle Vorzüge geſchmückter Naturgärten zueignen, und hätte überdieſs bei ihren eigenthümlichen Reizen noch unendlich viel vor dieſen voraus: denn es würde in ihr nicht nur der Freund der ſchönen Natur auf das angenehmſte befriediget, ſondern es gäbe hier auch für den Naturgelehrten in mehreren Fächern des Stoffes genug zu Betrachtung und nützlicher Prüfung. Man würde ſich in der wahren Natur befinden, und dennoch durch die verſchönernde Kunſt in einen Zuſtand von Täuſchung verſetzt fühlen, gleich als wandele man in einer bezauberten Welt.

Eine der reizendſten und merkwürdigſten Naturgegenden, die, ſo wie ſie iſt, alle Kunſt-Anlagen in der Welt übertrifft, und bei einer zweckmäſsigen Verſchönerung und gleichartigen Behandlung zu einem romantiſchen Paradieſe werden müſste, iſt das herrliche Thal, deſſen Schönheiten und innerer Gehalt der Gegenſtand dieſes Werks iſt. Sein Name, den es von einem kleinen vorliegenden Dörfchen empfängt, wird überall unter den ſchöneren Gegenden Deutſchlands genannt, und jeder Fremde, der Dresden ſeiner Natur- und Kunſt-Schätze wegen beſucht, weiſs nach dem *Plauiſchen Grunde* zu fragen, und wird, was ſelten der Fall iſt, wenn man des Lobes von einem Gegenſtande zu viel gehört, bei eigener Anſicht deſſelben noch überraſcht. Einen vorzüglichen Werth erhält er übrigens durch die kleine Entfernung von der Stadt, welche von den äuſseren Thoren gerechnet, kaum eine halbe Stunde beträgt; denn dadurch eignet er ſich zu einem Spazierweg und Luſtort für alle Stände von Dresdens Bewohnern, wie er denn auch im Sommer vor allen andern Verſammlungsplätzen am meiſten beſucht wird.

Die Schönheit dieſes herrlichen Thals iſt erhaben und reizend genug, um die Hülfe der Kunſt entbehren zu können. Es enthält bis zu den Ruinen von Tharant, wo es ſich ſchlieſst, in einer Länge von dritthalb Stunden, die ein ſchneller Waldbach durchläuft, eine Mannichfaltigkeit von Engen und Weiten, von kahlen und bewachſenen Felſen, von Laubholz und Schwarzholz, von

Mühlen und Dörfern, von Hütten und Weinbergen, von romantischen und ländlichen Parthien, daſs der Anblick dieſer abwechſelnden Scenen in die angenehmſte Verwunderung ſetzen muſs. Die meiſten derſelben, ſo bezaubernd ſie auch für den Freund der ſchönen Natur ſind, haben freilich, einzeln betrachtet, nicht immer Stoff genug, um ein maleriſches Ganzes zu bilden; und dennoch wären wohl hundert intereſſante Gemälde von mancherlei Gattung auszuheben, wenn der Aufwand geſtattete, die Beſchreibung eines einzigen Thals mit einer ſo beträchtlichen Reihe von Kupferſtichen zu ſchmücken. Ich habe daher mich nur auf ſechszehn beſchränken müſſen, und ſolche gewählt, welche zum Theil den Charakter des Thals bezeichnen, zum Theil aber auch die wichtigſten Hauptparthien enthalten, und zur Wiedererkennung des Oertlichen dienen. Es konnte hierbei nicht fehlen, daſs die Wahl derſelben mich oft in Verlegenheit ſetzte; und ſelbſt noch itzt würde ich zuweilen in Verſuchung gerathen, einen oder den andern gewählten Proſpect gegen einen noch intereſſantern oder ſchönern umzutauſchen, wenn nicht die Vollendung der beſtimmten Kupfer, welche meine Behauptung rechtfertigen werden, dem ferneren Wählen ein Ende gemacht hätte.

So wenig aber auch die Reize dieſes herrlichen Grundes der verſchönernden Kunſt bedürfen, ſo würden doch unſtreitig, ſowohl einzelne Parthien, als das Ganze, unendlich gewinnen, wenn nach jenen vorausgeſchickten Grundſätzen, eine weiſe und ſchonende Hand ſich zuweilen ins Mittel ſchlüge, hie und da einen Reiz zu erhöhen, zerſtreute Schönheiten zu ordnen, Contraſte zu nützen, dem Waſſer ſchönere Wirkung zu geben, natürliche Pflanzungen einzuſtreuen, durch einfache und mannichfaltige aber geſchmackvolle Stege und Brücken die durch den Waldbach getrennten Parthien an ſchicklichen Orten zu verbinden, bequeme und anmuthige Wege zu ziehen, Höhen und Tiefen mehr in Gemeinſchaft zu bringen, manchen Gebäuden intereſſantere Formen zu geben, aber dieſs alles, in dem beträchtlichen Umfange des Thals nur da, wo es wohl thut, und ohne der Natur zu nahe zu treten. In dieſer Hinſicht hab' ich hie und da in meiner Beſchreibung für Freunde der Gartenkunſt Bemerkungen einzuſtreuen gewagt, wie dieſe oder jene Parthie des Grundes mit wenig Kunſt verſchönert und veredelt werden könnte, um Beſitzer von ſchönen Gegenden, die oft beträchtliche Summen für Gärten beſtimmen, auf ihren Vortheil aufmerkſam

zu machen, und so den reinen Geschmack an veredelter Natur, so viel als möglich, unter ihnen verbreiten zu helfen, wenn sie sich nämlich mit der Naturgegend, die sie in ihrer Nähe besitzen, so wie sie ist, nicht befriedigen wollen, und Gefühl und Einsicht genug besitzen, den Werth derselben auf eine geschmackvolle Weise geltender zu machen.

Ich habe sogar auch den Fall angenommen, wie, wenn der ganze Plauische Grund, vom Eingange an bis an die Ruinen von Tharant, mit seinen in der Tiefe und auf den Höhen gelegenen Rittergütern und Dörfern, eine einzige Herrschaft wäre, und einem geschmackvollen Besitzer gehörte, dieselbe zu einem romantischen Paradiese erhoben werden könnte, ohne dadurch dem Ertrage derselben einen beträchtlichen Abbruch zu thun. Freilich konnte ich hierzu nur den Hauptplan zeichnen, und nur die Hauptgebäude bestimmen, ohne die untergeordneten Anlagen zu berühren, die sich jedoch von selbst finden würden, wenn erst jener, der vielleicht noch glücklicher entworfen werden könnte, gehörig überdacht und ausgebildet wäre. Es ist nichts als eine Phantasie, die nie zur Wirklichkeit werden kann; es ist nichts als ein romantischer Gedanke, der sich vielleicht manchem Freunde der Natur und der Gartenkunst aufdringen würde, wenn er sich auf einige Augenblicke zum einzigen Besitzer dieses schönen Thals träumte, und auf den Flügeln seiner Einbildungskraft die Bilder seiner neuen Schöpfung hinzeichnete. Allein eine Betrachtung dieser Art kann ihren Nutzen haben, und manchen Besitzer eines Grundstücks, sei es von grofsem oder geringerem Umfang, auf Maafsregeln leiten, wie er die Stelle seiner Wohnung planmäfsig zu wählen, oder die Gegend um sein schon vorhandenes Wohnhaus schöner auszubilden habe. Verhältnifsmäfsig vermag diefs schon jeder einzelne Herr der verschiedenen Grundstücke, die einen Theil dieses beliebten Thals ausmachen oder es wenigstens begränzen; auch sind darin bereits manche Verschönerungen bewerkstelliget worden, die man mit Vergnügen bemerkt. Wie viel wäre da nicht mit wenigen Kosten zu thun, da man rings um sich her so herrliche Ansichten in der Nähe und Ferne sich ganz zu eigen machen darf! Und was könnte nicht oft, mit einerlei Aufwande, ein kleineres oder gröfseres Lustgebäude, wenn es nach dem Entwurfe eines geschmackvollen Künstlers, nicht nach dem Schlendrian eines Handwerkers aufgeführt würde, am rechten Orte für eine vortrefliche Wirkung thun!

Eine ſolche Beſchreibung des Grundes, mit eingeſtreuten Bemerkungen über die Kunſt eine reizende Gegend noch mehr zu verſchönern, und eine bildliche Darſtellung der intereſſanteſten Anſichten in demſelben, war der urſprüngliche Zweck dieſer vielleicht nicht zu miſsbilligenden Unternehmung. Aber nach und nach ſchien mir dieſes eben ſo merkwürdige als ſchöne Thal noch von einer andern Seite, nämlich in Hinſicht auf Naturgeſchichte, einer nähern Beleuchtung werth, deren Verbindung mit jener Schilderung wohl keiner Rechtfertigung bedürfte. Ich faſste demnach den Entſchluſs, beide, ſo weit es ſich thun lieſse, in einander zu verſchmelzen, um das Lehrreiche mit dem Angenehmen zu verbinden. Das dichteriſche Gemälde, was ich anfangs zu liefern gedachte, hätte ſich nur mit den äuſseren Formen, die es bilden, und den gefälligen Reizen, womit die Natur ſie bekleidet hat, beſchäftiget: nun aber erſcheint darin auch die innere Organiſation des ganzen Bezirks aufgeſchloſſen; und eine Darſtellung der Beſtand-Maſſen deſſelben kann für den denkenden Naturfreund nicht anders als intereſſant ſeyn. Damit aber nicht blos der Unkundige eine allgemeine Ueberſicht davon erhalte, ſo iſt auch für den Kenner und den allgemeinen Naturgelehrten eine ſyſtematiſche beigefügt worden, die, nebſt dem beträchtlichen Pflanzenregiſter und dem wichtigen Verzeichniſs der Inſekten des Grundes, einen eigenen Theil ausmacht, der jedem Freunde der Naturgeſchichte um ſo zweckmäſsiger erſcheinen muſs, da jedes Fach von einem Verfaſſer bearbeitet worden, welcher im Stande war, ihm die möglichſte Vollkommenheit zu geben.

Nicht leicht wird eine Gegend von ähnlichem Umfang gefunden werden, deren mineralogiſche Beſchaffenheit ſo merkwürdig iſt, als dieſes Thal zeigt, wenn es von ſeinem reizenden Gewande entkleidet wird. Mit Recht kann man es ein Archiv der Natur nennen, worin die wichtigſten Urkunden der gewaltſamen Revolutionen aufbewahrt ſind, welche die Gewäſſer der Erde verurſacht haben. Man erſtaunt, wenn man die ungeheuern Wirkungen derſelben mit ſo augenſcheinlichen und überzeugenden Beweisthümern vor Augen ſieht. Der tiefe Grund, den wir nun bewundern, hat ſeine ganze Geſtalt mit allen lieblichen Krümmungen ihrer fürchterlichen Gewalt zu verdanken, wie die Uebereinſtimmung des Urgebirges und ſeine aufgeſchichteten Maſſen auf beiden Seiten mit unwiderſprechlicher Gewiſsheit darthut. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingang bis zur Pulvermühle gerechnet, haben gewaltige Fluthen, ſeit mehrern

Jahrtausenden ihn in ein Sienitgebürge gewühlt, dessen erstaunliche Festigkeit kaum auf die Vermuthung leitet, daſs die Gewässer eines unbeträchtlichen Flüſschens so harte Massen zertrümmern und aushöhlen konnten, bis die dadurch entstandene tiefe Schlucht nach und nach die Gestalt erhielt, die sie nun hat.

Doch was ist diesem mächtigen Elemente nicht möglich, das sich zu einer so wunderbaren Höhe erhoben, ganze Gebirge zermalmt, und auf diese Weise die ursprüngliche Gestalt der Oberfläche der Erde verändert, und mancherlei zertrümmerte Massen von Urgebirgen mit Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen zusammen geknetet hat! Hiervon liefern, gleich am vordern Theile des Grundes, drei über einander geschichtete Lagen von Flötzgebirgs-Arten mit versteinerten Seegeschöpfen auf den Sienitgebürgen zur Rechten und Linken, den klarsten Beweis; und gleiche Spuren einer allgemeinen Verwüstung entdeckt man durch die ganze Länge desselben. Ueberall wechseln aufgeschwemmte Gebirge und Steinkohlenflötze mit Porphyrgebirgen und Gneis ab, und fast durchgängig in einer Verbindung, welche die ganze Aufmerksamkeit des Naturforschers erregt.

An welchen schrecklichen Zeitpunkt erinnert nicht dieser Anblick, und was für ernste Betrachtungen bringt er hervor! In der Natur selbst liegen die Keime der Zerstörung wie zur Entwicklung der bildenden Kraft. Vermöchten wir die groſse Gesetzgebung des Schöpfers überall mit hellem Blick zu durchschauen, dann würden uns die Revolutionen des Erdballs nicht befremdender seyn, als die täglichen Ereignisse, die wir in der Natur der Dinge wahrnehmen. Alles erfolgt nach unabänderlichen Gesetzen, welche die höchste Weisheit entworfen, sie mögen die physische oder moralische Welt betreffen: nur der Mensch vermag, unter gewisser Beschränkung, den Gesetzen seiner geistigen und körperlichen Natur eine andere Richtung zu geben, aber nie ungestraft, wo aufgeklärter Verstand und richtiges Gefühl dieser Richtung widerstreben. Die wahre Freiheit des Willens, in welcher die Würde seines Wesens und das Ziel seiner Bildung und Vollendung besteht, scheint diese auf ihn sich beziehende Gesetzgebung des erhabenen Schöpfers zu seinem Vortheil leiten zu können, ohne die Ordnung ihrer Wirkungen zu hindern; und sogar der Miſsbrauch dieses Vorrechts, welcher die nachtheiligsten Verwirrungen sowohl in der Geschichte des einzelnen Menschen als in der Geschichte des gesamten Menschengeschlechts hervorbringt, kann die

Natur ihrer Beſtimmung nur miſsleiten, nur ſcheinbar verändern, aber nie wirklich zerſtören: immer erfolgt aus dem Uebel, wiewohl oft unbeabſichtet von Seiten der Menſchen, unverkennbares Gutes.

Gleiche Bewandniſs hat es, zwar vielleicht nach einer einfachern, obgleich eben ſo unſichtbaren Wirkſamkeit dieſer Geſetze, mit den gewaltſamen Naturerſcheinungen, die auf unſerer Erde Verderben und Untergang verbreiten. Erd-Erſchütterungen und heftige Stürme, welche dem Einzelnen ſchaden, ſind wahrſcheinlich nothwendige Mittel, dem Ganzen zu nützen. Durch Revolutionen verjüngt ſich die Erde vom neuen, und vielleicht liegt es im weiſen Plane des Schöpfers, daſs Waſſer und Erde nach einer beſtimmten Anzahl von Jahrtauſenden ihre Plätze verwechſeln, um gleichſam eine neue Schöpfung zu bewirken. So geht aus der erſtarrten Natur, die der Winter getödet, mit der ſcheinbaren Rückkehr der befruchtenden Sonne ein neues Leben hervor, und der jugendliche Frühling altert wieder allmählich zum Mann und zum Greis.

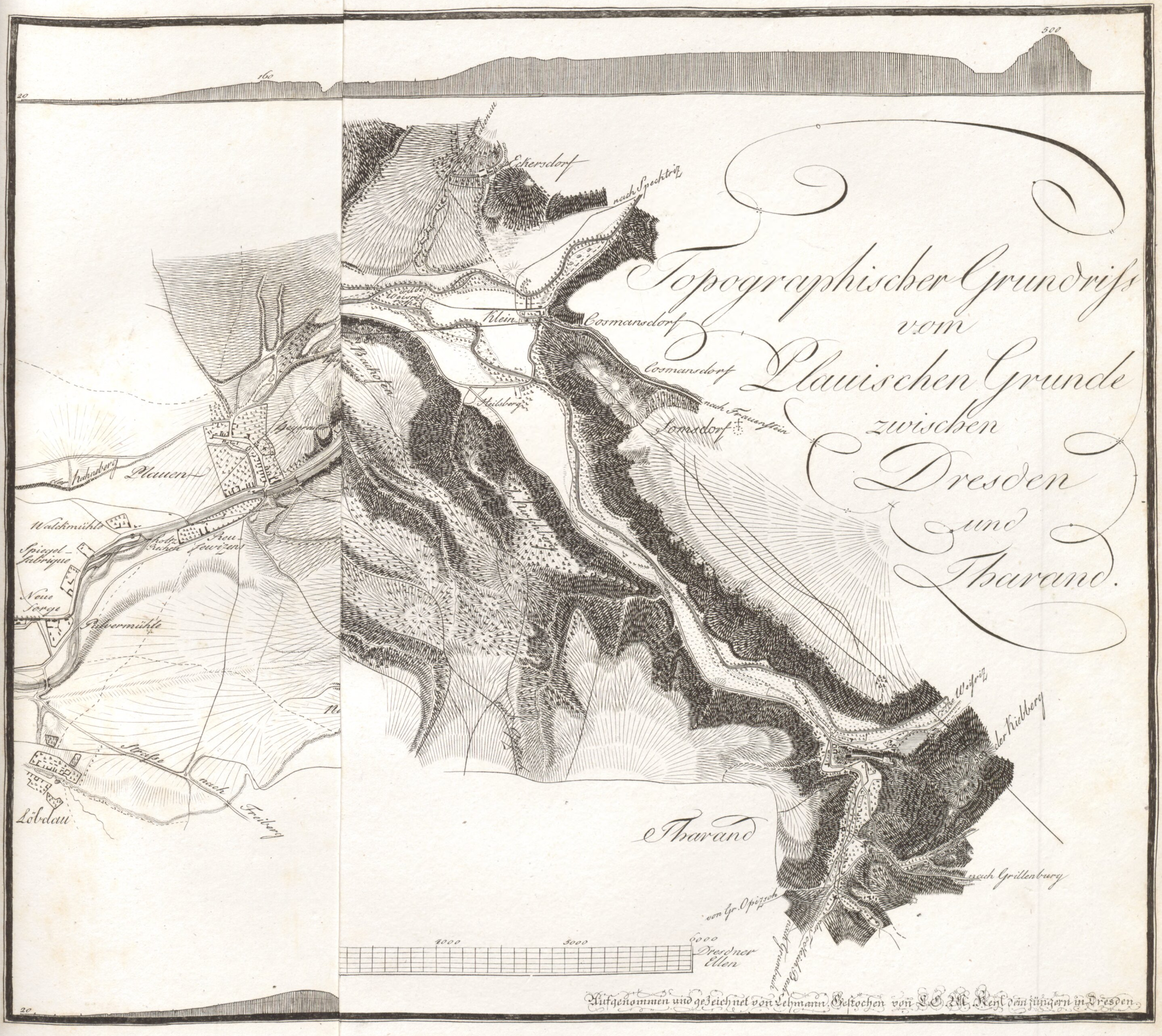
Blicken wir in die allgemeine Zerſtörung des kleinen Erdſtrichs zurück, durch welchen ſich itzt der Plauiſche Grund hin windet, ſo werden wir den nämlichen Gang der Natur in ſeiner Entſtehung gewahr. In den Tiefen zertrümmerter Urgebirge hat ſich nun ein intereſſantes Thal gebildet, das ſich, in beträchtlicher Länge, über Felſenmaſſen und verſchüttete Wälder wie ein reizender Teppich verbreitet. Die Schrecken der fürchterlichen Wildniſs ſind in ſchöne Natur verwandelt. Die Geſtalten der Höhen und Berge, welche zur Bildung des herrlichen Grundes gehören, bringen mit ihren Zwiſchengründen eine liebliche Mannichfaltigkeit hervor, die dem Auge einen nie ermüdenden Anblick gewährt. Höhen und Tiefen ſind mit einem Reichthum von Bäumen und Pflanzen geſchmückt, der in Verwunderung ſetzt; und doch haben die zahlreichen Bewohner der Gegend, welche ſich in die fruchtbaren Gefilde getheilt und ſelbſt die Schwingungen der Hügel und Berge ſich unterworfen, ſogar die ſteilſten Abhänge von der Natur noch erkämpft, ſo daſs der Bezirk zu den freiwilligen Pflanzungen der gütigen Mutter, womit ſie Menſchen und Heerden verſorgt, ſich immer vermindert, obſchon auf allen Seiten noch ein anſehnlicher Theil, der jeden Unternehmungen der ausharrendſten Thätigkeit trotzt, ihrer eigenthümlichen Pflege verbleibt. Viehzucht und Ackerbau herrſchen nun auf den Rücken der

Berge wie in dem Thale; und auf beiden Höhen zur Rechten und Linken ist selbst der Obstbau ein beträchtlicher Zweig der ländlichen Wirthschaft geworden. Allein noch nicht zufrieden mit dem Ertrage der Oberfläche ihres Gebiets, haben die grössern Güterbesitzer auch die unterirrdische Veste ihrer Besitzungen aufzuschliessen gesucht, und gewinnen eine reichliche Ausbeute an Steinkohlen, die ausser der Feurung noch manche wichtige Vortheile gewähren. Uiberall sieht man die Spuren eines thätigen Nahrungsfleisses, an welchen auch die dampfenden Kalköfen erinnern, die sich am Windberge und auf der Schweinsdorfer Höhe befinden. — Welch ein Reichthum für den Naturforscher jeglicher Art, für den denkenden Landwirth, und für den Freund der schönen Natur!


Nicht ohne bedenkliche Erwägung, ob es mir gelingen werde, die Schilderungen der natürlichen Schönheiten dieses Thals mit der Beschreibung seiner Merkwürdigkeiten und örtlichen Verhältnisse auf eine interessante und anschauliche Weise zu verbinden, wage ich mich nun an die Darstellung der an einander hängenden Scenen, welche jedoch weder eine Gallerie von ausgeführten Gemälden, noch eine Zergliederung aller einzelnen Urstoffe und Producte enthalten kann. Zur deutlichern Anschaulichkeit der erstern mögen die Kupferblätter dienen, welche dieser Beschreibung einverleibt sind, und zu einer genauern Kenntniss der letztern, nebst dem was noch ausserdem darauf Beziehung hat, wird dem Wissbegierigen der angefügte zweite Theil verhelfen. So ist für beide Arten von Käufern, die ich mir gedacht habe, insbesondere gesorgt, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass wenigstens die Hälfte von beiden diese Behandlung gut heissen werde. Für alle schien mir zu einer richtigen Vorstellung von Gestalten und Lage, von Längen und Breiten, von den Höhen der Berge und ihrer Verkettung, ein geometrischer Grundriss unentbehrlich; und so liefere ich nun zu einer vorherigen Uibersicht des Ganzen den

PLAN DES GRUNDES.

Die Nähe dieses schönen Thals, welches für Fremde und Einheimische so viel Anziehendes hat, ist Ursache, dass es von Fussgängern und Fahrenden häufig besucht wird. Der Weg für die erstern ist näher, leider! aber von keinen



Topographischer Grundriss
vom
Plauischen Grunde
zwischen
Dresden
und
Tharand.
500
160
20
Eckersdorf
nach Spechtritz
Klein
Cosmansdorf
Cosmansdorf
nach Frauenstein
Somsdorf
Hailsberg
Plauen
Walkmühle
Spiegel fabrique
Neue Sorge
Pulvermühle
Straße nach Freiberg
Löbdau
Tharand
der Kiebberg
nach Grillenburg
4000
5000
6000
Dresdner Ellen
Aufgenommen und gezeichnet von Lehmann. Gestochen von L. G. M. Keyl dem jüngern in Dresden.


Topographischer Grundriss vom Plauischen Grunde zwischen Dresden und Tharand.
der Kleine Windberg
Plauen
Potschappel
Döhlen
Deuben
Naußlitz
Löbdau
Pulvermühle
Cosmansdorf
Somsdorf
Tharand
Dresdner Ellen
Aufgenommen und gezeichnet von Lehmann. Gestochen von C. G. W. Reyl dem jüngern in Dresden.

Bäumen beſchattet, wie doch zu wünſchen wäre. Der Fahrweg hingegen läuft von dem innern Thore der Stadt durch eine der ſchönſten Alleen von Kaſtanienbäumen, die Oſtra-Allee genannt, und jenſeits der Brücke, die über die Weiſseritz führt, welche Dresden von Friedrichsſtadt ſcheidet, durch die eben ſo lange Friedrichſtädter Allee bis an die äuſsere Pforte. Auſserhalb derſelben iſt ſeit kurzem, eine ziemliche Strecke weit, eine neue gepflanzt, die jeder Wanderer mit frohem Dankgefühl betrachtet, und die, bis an die Brücke des Dörfchens Plauen fortgeſetzt, eine ſehr willkommene Einladung zu noch öfterem Genuſs dieſer reizenden Gegend ſeyn würde.

Die Straſse, welche ſich dann von dem Wege nach Plauen gegen Weſten hin zieht, geht bis an das Thal in der Ebene fort, und ſcheint nichts weniger als ausgezeichnete Naturſcenen zu verſprechen. Felder, einige Häuſer und Windmühlen ſind alles, was man bis in die Gegend von Löbdau, einem benachbarten Dörfchen, zur Rechten antrifft, und näher alsdann zur Linken hinter der Weiſseritz eine Pulvermühle, eine Spiegelfabrik nebſt einigen andern Gebäuden. Bloſs vor ſich erblickt man in einiger Entfernung eine ſanft lehnende Höhe mit fruchtbaren Feldern, hinter welchen ein Dörfchen hervorſchaut. Endlich gelangt man zu einem Vorwerk und Garten, dem Herrn Hofmarſchall Grafen Boſe gehörig, aber unter dem Namen Reiſewitzens bekannt, der die Anſicht des Eingangs in den Grund noch immer verdeckt. Der Garten iſt von beträchtlichem Umfang, hat mehrere ſchöne Parthien und verſchiedene Gebäude, die theils zu Wohnungen, theils zu Bewirthung der Gäſte beſtimmt ſind, welche hier zu ſpeiſen oder ſich ſonſt zu vergnügen belieben. So lange die ſchöne Jahreszeit dauert, ſieht man hier täglich zahlreiche Geſellſchaften von allen Ständen unter ſchattigen Bäumen zerſtreut oder im Beſitz der erwähnten Gebäude. Nicht unwillkommen ſind an mehreren Orten die reichlichen Springwaſſer, welche Kühlung verbreiten; aber von gröſserem Werthe noch iſt die benachbarte Weiſseritz, die ſich dicht an der öſtlichen Seite des Gartens hinzieht, und, da ihr Bette niedriger liegt als der von unten ummauerte Garten, von dieſer Seite eine unverſperrte Ausſicht auf die Felder von Plauen und nach der Stadt zu geſtattet.

Hinter dem ſchattigſten Theile des Gartens auf der nämlichen Seite, dicht am Fuſse der Höhe, die ſich zur Linken erhebt, liegt in der Nähe ſeiner Fluren

das genannte Dorf, dessen Kirche sich gleichsam auf einer Stufe derselben befindet. Es ist unstreitig eines der ältesten Dörfer der hiesigen Gegend, das wahrscheinlich von dem wendischen Worte *Plawa* den Namen erhalten, welches eine Schwemme bedeutet, so wie das Wort Dresden in der wendischen Sprache eine Ueberfahrt hiess. Vermuthlich hatte die Weiseritz den Eingang des damals mit Steinen und Waldung bedeckten Grundes ganz überschwemmt, und selbst noch weiterhin eine beträchtliche Breite gewonnen. Andere Spuren von seinem Alter verrathen vielleicht zwei nahe dabei befindliche Plätze, welche die Vermuthung erregen, dass sie geheiligte Oerter der Sorben waren, wo sie die Asche ihrer Todten begruben und ihre Opfer verrichteten. Einer derselben ist der nahe Hahneberg zwischen der Stadt und dem Dorfe, ein Hügel, auf welchem vielleicht die Bewohner einen heiligen Hain besassen, welches Wort alsdenn in der gemeinen Sprache des Lebens, wozu auch die alte Aussprache Gelegenheit gegeben haben kann, in Hahn verwandelt zu werden, wie Zeithahn und Grossenhahn und mehrere Namen beweisen, die ungeachtet dieser gewöhnlichen Aussprache ebenfalls Zeithayn und Grossenhayn geschrieben werden. Ein Umstand, der diese Meinung sehr unterstützt, ist, dass sich gerade das Pfarrfeld auf diesem Hahneberge befindet, der wahrscheinlich bei der Einführung des Christenthums der Kirche eingeräumt worden, theils um die Spuren des Götzendienstes ganz zu vertilgen, theils weil es nunmehr ein freies Grundstück war, dessen die Kirche sich anmassen konnte. Der andere heilige Platz ist vermuthlich die sogenannte Felsenkuppe gewesen, die sich unweit der vordern Spitze befindet, unter welcher die Wohnung des Hegereuters liegt. Itzt wird sie als Feld benützt, war aber vormals mit Waldung bedeckt, wovon sich auch noch der Name Tännicht erhalten. Gegenwärtig nennt man jene Felsenhöhe den grossen Stein; aber sie hat durch die Preussen, welche daselbst im siebenjährigen Kriege eine Schanze anlegten, eine ganz veränderte Gestalt bekommen. Die beträchtlichen vorher in einer gewissen Ordnung über einander gelegenen Felsenstücke, die theils gesprengt, theils unter einander geworfen wurden, hatten ganz die Gestalt und Beschaffenheit jener Hünen- oder Heiden-Hügel, wie sie von ältern Geschichtschreibern beschrieben werden, und wie sie selbst in Flächen gefunden wurden, wohin sie, da nirgends umher Felsen vorhanden waren, mit vieler Mühe zu Errichtung einer Art von grossem Altar gebracht seyn mussten. Auch diese Vermuthung wird noch durch den Umstand bestärkt, dass man unweit von dieser zerstörten

Opferſtätte, in der Gegend des Koſchützer Weinbergs, als die Oeſterreicher vornen auf der Kuppe eine Schanze anlegten, einige Urnen von Ton ausgrub, die aber von den Findern zertrümmert wurden, wovon ſich nachher die Scherben noch fanden. Dergleichen Begräbniſsplätze haben ſich hier um Dresden verſchiedene gefunden, und eine ziemliche Anzahl der ausgegrabenen Urnen wird hier in einem Nebenzimmer der Antiken - Gallerie verwahret. *)

In ſpäterer Zeit, nach der Einführung des Chriſtenthums, hat dieſe Felſenkuppe vielleicht zu einem Calvariberge gedient, um jenes heidniſche Heiligthum dadurch ganz zu vernichten; denn an der Straſse, welche dieſe Anhöhe hinauf führt, waren um die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs noch ſteinerne Säulen und Kreuze zu ſehen, welche vermuthlich die Stationen bezeichneten. In einem katholiſchen Lande würde ein hohes Kreuz dieſer Felſenkuppe eine intereſſante Bedeutung geben. Gehörte ſie dem Herrn des Grundes, oder auch nur einem Beſitzer der benachbarten Gegend, dann müſste ſie billig, oder ſtatt ihrer noch lieber die vordere Spitze, der reizenden Ausſicht wegen, mit einem Gebäude geziert ſeyn, das dieſer Lage entſpräche. Jener könnte hier einen alten Wachtthurm errichten, der gleichſam den Eingang ins Thal zu beſchützen ſchiene, und dennoch Jemandem zur Wohnung diente; dieſer vielleicht einen Tempel oder ſonſt ein Gebäude von gefälliger Art, nur keine Ruine. Die Ausſicht hinab in den Grund verdiente ſchon eine ſolche Zierde: aber welchen vortreflichen Anblick gewähret die herrliche Aue, in deren Mitte ſich Dresden an den Ufern der Elbe hin breitet. Von der wunderbaren Veſte des Landes, dem majeſtätiſchen Königſtein, dehnt ſie ſich bis in die Gegend von Meiſsen, welches beinahe eine Länge von ſieben Meilen beträgt. Auf beiden Seiten wird ſie von Höhen begrenzt, deren eine, welche, von dieſem Standpunkt gerechnet, ſich hinter der Stadt hin zieht, mit Weinbergen und vielen zum Theil beträchtlichen Häuſern bedeckt iſt, und deren andere, wozu die nämliche Höhe gehört, auf welcher man dieſes Anblicks genieſst, zwiſchen fruchtbaren Fluren eine Menge von Dörfern trägt, welche mit den vielen Dorfſchaften der von der Elbe durchſchlängelten Aue ein ſeltnes Beiſpiel von Bevölkerung geben.

*) Man leſe hierüber: Nachricht von den an verſchiedenen Orten in Sachſen gefundenen Todtenköpfen und andern heidniſchen Alterthümern. Abgefaſst von Chriſtian Friedrich Schulze, Med. Baccal. Friedrichſtadt bei Johann Martin Lehmann, 1767. 4.

Das Dorf Plauen, welches itzt dem Rathe von Dresden gehört, hatte vor Zeiten eine Capelle, die von dem Nonnenkloster zu Seusslitz mit einem *Pleban* besetzt wurde; aber im Jahr 1329 trat die Aebtissin Agatha das *Jus patronatus* nebst dem Dresdener Hospital *St. Materni* dem Rathe und der Stadt Dresden ab, wovon sich das Document in Wecks Dresdner Chronik befindet. Im folgenden Jahrhunderte wurde diese Capelle, vermuthlich von den Hussiten, zerstört. Nachdem sie der Rath von Dresden wieder aufgebauet hatte, weihete sie der Bischoff von Meissen, Dietrich IV, mit zwei Altären dem Erzengel Michael und ertheilte ihr einen vierzigtägigen Ablass.

Gleich hinter dem Dorfe zur Rechten, oder hinter dem anmuthigen Garten, welcher bloss durch die Weisseritz von demselben getrennt ist, und dessen herrschaftliches Wohngebäude die Aussicht nach dem Thale zu hat, ist der

EINGANG IN DEN PLAUISCHEN GRUND.

So angenehm auch die Ansicht der auf beiden Seiten allmählich steigenden Höhen mit der hintern Wölbung sich macht, wie das Kupferblatt zeigt, auf welchem die linke Seite von Bäumen gedeckt wird: so ahnet doch Niemand, der ununterrichtet dahin kömmt, den malerischen Kessel und den langen zwischen den beiden Gebirgsreihen sich durchwindenden herrlichen Grund. Zur Linken erblickt man über der Wohnung des Hegereuters die schon bemerkte Felsenspitze, die ihrer Lage wegen eine schönere Zierde als eine Krähenhütte verdiente, ob diese schon an einem andern Orte, in einer passenden Form, keine zu verwerfende Anlage seyn würde. An der linken Seite der Höhe zieht sich ein aus der Weisseritz geleiteter Mühlgraben hinweg, neben welchem ein Fusssteig dem Grunde zuführt; unter der Höhe zur Rechten krümmt sich die Weisseritz her; und zwischen beiden, doch näher an dieser, läuft der Fahrweg.



J. F. L. Oeser del. — J. A. Darnstedt sc.

Eingang in den Plauischen Grund.

Die Seitenlehne des ſich zur Linken erhebenden Berges iſt kahler an Bäumen und Büſchen als die entgegengeſetzte, aber mit Gras bewachſen und oben am Rande mit Getreidefeldern begrenzt. Es gewährt einen angenehmen Anblick, wenn dieſe durch ſanfte Schwingungen und einzelne Felſenmaſſen gebrochene Lehne von einer weidenden Heerde bunter Kühe belebt wird. An der Lehne zur Rechten, wo die daran ſtoſsenden Felder ſich endigen, zieht ſich ein kleines und ſchmales Stück Wieſe an der Weiſseritz hin, und endiget ſich in Geſträuch, das eingeſtürzte Felſenſtücke umſchlieſst. Dieſe ganze Seite iſt ſchöner mit Bäumen und Büſchen bewachſen, und hie und da ragen dazwiſchen ſchon ziemliche Felſenmaſſen hervor; aber oben iſt ſie, wie jene, von Feldern begrenzt. Schade, daſs dieſe Gehölze von Beſitzern abhängen, die ſie von Zeit zu Zeit zur Feurung benützen. Ein Freund der ſchönen Natur, der beide Höhen beſäſse, könnte den ganzen Eingang ins Thal unendlich verſchönern, wenn er dieſe Abhänge beſſer bepflanzte, ohne ſie eben mit Bäumen ganz zu bedecken, und dadurch die einzelnen ſchönen Felſenmaſſen noch mehr heraushübe. Der Steg mit dem Rechen, der weiter vornen beide Seiten verbindet und das Floſsholz empfängt, thut keine üble Wirkung zum Ganzen und wäre vielleicht noch intereſſanter zu machen. Aber dann wären an dieſen Lehnen noch Wege zu wünſchen, die ſich durch ſchattige Bäume bequem auf beide Höhen hinauf ſchlängen, wenn man ohne einen beträchtlichen Umweg zu machen, bald hier, bald dort, nach einer freien Ausſicht verlangte.

Auch dieſe Höhe verdient von den Freunden ſchöner Natur beſucht zu werden, ob ſie ſchon viel mit der Ausſicht von jener Seite gemein hat; denn verfolgt man oben den Kranz derſelben, ſo bekömmt man immer neue Anſichten in die Tiefen des Grundes. Am herrlichſten wird die Ausſicht auf der hohen Felſenklippe vor Dölzſchen, einem zum Dresdner Amte gehörigen Dorfe, deſſen Beſitzungen ſich von dieſer Höhe bis über die Felſen hinab erſtrecken. Der verſtorbene Herr Geheime Kammerrath von Nimptſch, Beſitzer der benachbarten Güther Roſsthal und Peſterwitz, die ſich itzt in den Händen ſeines Sohns, des Herrn Geheimen Raths von Nimptſch befinden, wuſste den Werth dieſer Ausſicht zu ſchätzen. Er lieſs auf dieſem erhabenen Platze ſteinerne Tiſche und Bänke errichten, einige Linden herum pflanzen, und das Ganze mit einem Geländer umfaſſen. So entſtand eine Art von Belvedere, was jedes Beſuchenden

Dank verdiente. Seinem Wunſche gemäſs ſollte es mit einem Dache bedeckt ſeyn, welches auf ſteinernen Säulen ruhte; aber ein gewaltiger Sturm vernichtete den ſchon beinahe vollendeten Bau, worauf es beim bloſsen Geländer blieb. Aber auch dieſs wurde bald darauf im ſchleſiſchen Kriege von den Preuſsen und im ſiebenjährigen Kriege noch einmal von den Oeſterreichern zerſtört.

Unſtreitig wäre dieſer trefliche Platz es werth, auf irgend eine Weiſe mit einem Gebäude gehoben zu werden, das der Abſicht, der ſchönen Ausſicht hier zu genieſsen, wahrhaft entſpräche. Sollte es ein Eigenthümer des ganzen Grundes errichten, ſo müſste freilich jede Wiederholung vermieden werden, ſo wie überhaupt die ſämtlichen Anlagen aus dem entworfenen Plane des Ganzen hervorgehen müſsten. Aber ohne Rückſicht auf die übrige Gegend, auſser wenn ſchon in der Nähe dergleichen Gebäude vorhanden wären, würde hier ein offner Pavillon, welcher maſſiv genug wäre, um den Stürmen zu trotzen, die Abſicht erfüllen; nur müſste er von edlem Geſchmack ſeyn, um die Reize der ſchönen Natur nicht zu ſchänden, und dann würde er auch, aus der Tiefe geſehen, dem Grunde zur wahren Verſchönerung dienen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs er nicht von zu kleinlicher Art ſeyn dürfte, um für die Anſicht vom Thal die gehörige Wirkung zu thun. Auch verlangt ſchon die Höhe des Platzes und der Umfang der Gegend, die er beherrſcht, eine geräumige Rundung. Man hat hier beinahe die nämliche Ausſicht wie auf der entgegen geſetzten vorderen Höhe; die meiſte Verſchiedenheit betrift wohl das Thal: aber eben deswegen iſt dieſer Standpunkt einer der ſchönſten. Vor ſich erblickt man die Stadt, an welche ſich die mit vielen groſsen und kleinen Gebäuden belebten Weinberge auf beiden Seiten anzuſchlieſsen ſcheinen, und hinter derſelben dehnt ſich ein Tannen- und Kiefern - Wald aus; über welchen ſich die höhern Gebirge der Lauſitz in blauer Ferne erheben. Von oben ſieht man die Elbe zwiſchen dem Königſtein und Lilienſtein die Aue herab ſtrömen und ſich unten zur Linken in den Gebirgen bei Meiſsen wieder verlieren. Da, wo ſie dem Auge ſich zuweilen verbirgt, verrathen ſie die ausgeſpannten Segel der Schiffe, welche der Stadt zueilen oder nach entledigten Laſten erleichtert zurück ſchwimmen. Zwiſchen die fruchtbaren Fluren der reizenden Aue ſind niedliche Dörfer geſtreut, und überall ſind die Straſsen belebt von Wandrern und mancherlei Fuhrwerk. Aber welch ein ſchöner Contraſt, wenn man auf einmal hinter ſich blickt! Statt der aus-

gebreiteten lachenden Landſchaft ſieht man unter ſich eine ſchmale und tiefe Schlucht, deren bald kahle, bald bewachſene Felſenwände ſich kühn und majeſtätiſch emporheben. An ihrem Fuſse ſchlingt ſich die eilige Weiſseritz hin, und ſtürzt ſich rauſchend über ein Wehr. Drei nicht ſehr weit von einander gelegene Mühlen ſind in ſteter Bewegung, die Stadt mit Mehl zu verſorgen, und mildern das wilde Anſehn des ſchaurigen Grundes. Weiter gen Weſten, wohin die maleriſche Schlucht ſich fort krümmt, wird man ein breiteres angebauetes Thal gewahr, das hohe Gebirge umſchlieſsen, und aus der Mitte erhebt ſich der Kirchthurm von Döhlen. — Solch einen Anblick gewährt nur eine gebirgige Gegend, und nur auf Höhen iſt er zu finden. Ihr, die ihr die Berge nur als Couliſſen und Hintergründe von Thal-Gemälden betrachtet, und ſelbſt die bequemſten Wege verabſcheut, die auf die Höhen derſelben leiten, um nicht etwa zu ermüden — wie viel verliert ihr durch eure weichliche Trägheit! Der Geiſt wird erhoben, das Herz wird erweitert, wenn der forſchende Blick eine ganze Gegend umſpannt, und dann mit Entzücken auf den ſchöneren Anſichten ruht. In ſolchen Augenblicken gehört der Fühlende gleichſam der Welt und nimmt einen lebhaftern Antheil an jedem Verhältniſs der Menſchheit. Mit umfaſſendem Herzen ſteiget er wieder hinab in das enge ruhige Thal, und ſtille Empfindungen inneren Glücks, der Freundſchaft, der Liebe, ſtimmen es mehr zum Genuſs ſeiner ſelbſt und ſeiner Vertrauten. Er verläſst den groſsen Schauplatz der Welt, und kehrt nun wieder zurück in den engern Zirkel ſeiner Geliebten.

Der ganze mit Feldern bedeckte Rücken dieſer reizenden Höhe gehöret, wie bereits erwähnt worden, dem benachbarten Dorfe Dölzſchen. Schon hier entdeckt man Spuren von dem unermüdeten Fleiſse ſeiner Bewohner. Mit mühſamen Eifer haben ſie zwiſchen den Klippen der Felſen Terraſſen gebildet und ſie mit Reben bepflanzt. So ſauer es ihnen auch wird, die Steine zwiſchen den Klippen hinunter zu ſchaffen, und ſie wie Mauern auf einander zu ſetzen, um ein ſchmales Stückchen Ebene zu gewinnen; ſo viele Beſchwerde es ihnen alsdenn noch verurſacht, die gewonnene Fläche mit Erdreich zu decken und der gepflanzten Reben zu warten: ſo wenig ermüden ſie, dieſen neuen Zweig ihrer Wirthſchaft zu pflegen. Vielleicht vermuthet man, daſs die Güte des Weins den Schweiſs ihrer Arbeit belohne; aber leider! iſt dieſes hier nicht der Fall. Doch deſto gröſseres Lob verdienen dieſe thätigen Bauern, die einen ſo geringen Vor-

theil für ihre beſchwerliche Mühe, der ihnen in manchem Jahre noch obendrein fehlſchlägt, als einen willkommenen Zuwachs ihrer Wirthſchaft betrachten.

Die meiſten dieſer Anlagen ſind ſeit dem Jahre 1783 entſtanden, welches durch ſeine Ergiebigkeit und Milde die jungen Wirthe des Dorfs zu dieſem Anbau ermunterte. Freilich iſt ihre Lage nicht vortheilhaft, da die niederern Stücke derſelben von dem gegenüber liegenden Coſchützer Gebirge bis neun Uhr des Morgens beſchattet werden, und ebenfalls wenig von der Abendſonne genieſsen. Doch vielleicht erfreut ſie einmal ein geſegnetes Jahr, wie jenes erwähnte. Aelter und beſſer gelegen ſind die Anlagen am Bornberge, die noch einen leidlichen Wein gewähren; nur muſs derſelbe, da er auf Pläner wächſt, eine längere Zeit auf dem Lager bleiben. Bedenkt man nun, daſs dieſe kleinen Weinberge, auf Strecken von Felſen, wo der Natur ſonſt nichts abzugewinnen iſt, den Beſitzern zugleich zum Vergnügen gereichen, ſo iſt ihre Mühe, in keiner Rückſicht, ganz ohne Belohnung. Erbauen ſie auch keinen lieblichen Wein, ſo bleibt ihnen doch die Gelegenheit übrig, die immer noch eſsbaren Trauben der nahen Stadt zu verkaufen; und nebenbei gewinnen ſie auch für ihre Kühe noch einiges Futter durch die ausgebrochenen Ranken und durch die Kräuter, die auf dem verbeſſerten Boden wachſen, wovon die Winzer in unſern edleren Weingebirgen, die wenig oder nichts an Gräſereien beſitzen, faſt ihre Kühe allein ernähren.

Daſs dieſer kleine Neben - Ertrag der Weinberge den Bauern von Dölzſchen für ihre Kühe zu Statten komme, zeiget ſich bald, wenn man die Einrichtung ihrer Landwirthſchaft näher unterſucht. Die Lage ihres Dörfchens hat ihnen von jeher die Stallfütterung zur Nothwendigkeit gemacht, weil es ihnen an Viehtriften, wie an Wieſen, gebricht. Und doch beſitzt es einen verhältniſsmäſsig gröſseren Viehſtand als andere Dörfer der umliegenden Gegend. Das grüne Futter gewinnen die Bauern theils aus ihren Obſtgärten, die aber von keinem beträchtlichen Umfang ſind, theils von den Feldern. Beſonders erbauen ſie ſehr viel Kraut, welches hier vorzüglich geräth, und eine groſse Menge von Stoppelrüben, die nach der Ernte in die umgeackerten Stoppeln geſäet und nach Michaelis geerntet werden. Sie erreichen hier die Stärke eines Arms, und geben ein trefliches Winterfutter. Aber dennoch würden die Bauern damit bei weitem nicht auslangen, wenn ſie nicht aus den Brauhäuſern von Dresden noch Trebern

erkauften. Um diese länger zu halten, stampfen sie dieselben, damit sie nicht sauer werden, in Fässer, bestreuen sie mit Salz, und beschweren sie dann mit Steinen. Ein Bewohner des Dorfs, welcher drei Kühe, eine Kalbe und eine Ziege besitzt, versicherte ernstlich, daſs er alle drei Wochen für zwei Reichsthaler Trebern und zwölf Groschen Kleien verbrauche. Indessen wird Aufwand und Mühe durch den täglichen Absatz der Milch, den die Nähe der Stadt verschafft, hinlänglich vergolten; und es ist ja bekannt, daſs, um groſse Städte herum, die Kühe fast nichts als Rahm zum Kaffee melken.

Eine Ursache, warum die Häuser dieses Dörfchens so dicht beisammen liegen, daſs das eine Haus immer des Nachbars Hof schlieſst (welches freilich bei Feuersgefahr ein sehr nachtheiliger Umstand ist), liegt wahrscheinlich in dem gänzlichen Mangel an Wasser. Es behilft sich mit einer Art von tiefen Cisternen, in welche sich alle Gewässer des Dorfs verlieren, daher auch in demselben eine ungewöhnliche Reinlichkeit und Trockenheit herrscht. Aus diesen Wasserbehältern tränkt man das Vieh; allein in harten Wintern, wo sie zuweilen ausfrieren, ist man genöthiget, das Wasser für dasselbe aus der Weiſseritz den Berg herauf zu schaffen. Zum Trinken, Kochen, Backen und Waschen holt man das Wasser aus einer wohlschmeckenden Quelle, beinahe am Fuſse des Bornbergs, der gegen die Pulvermühle hinabsteigt und seinen Namen von ihr erhalten. In dieser Quelle hielt sich vor nicht langer Zeit eine Eidexe auf, die über fünf Zoll maſs, und wegen der Schnelligkeit, mit welcher sie in derselben herum fuhr, vor dem Einfangen lange gesichert war.

Hinter dem Dorfe führet ein Weg in den Plauischen Grund, welcher der Fürstenweg heiſst. Vor dem siebenjährigen Kriege war die ganze Strecke, die er durchläuft, und weiter hin nach dem Hornberge zu ein dichter Wald; allein die Preuſsen, welche auf dem Sauberge und Burgwartsberge Batterien angelegt hatten, lieſsen ihn niederhauen, und die Dölzschener Bauern rotteten dann die Stöcke aus, und machten den Boden zu Feldern, welche nun unter ihnen die Lehden heiſsen. Der König August III, welcher oft im Plauischen Grunde zu jagen pflegte, lieſs jenen erwähnten Weg von Dölzschen hinab anlegen, und zum Gedächtniſs desselben ward eine Säule errichtet, die unter dem Namen der Fürstensäule bekannt ist.

Doch wir verfolgen ihn nicht, diesen Weg, sondern versetzen uns wieder in den Eingang des Grundes hinab. Die Veranlassung liegt hier zu nahe, um nicht zuweilen den Blick von den mannichfaltigen Ansichten auf die nähere Prüfung der einzelnen Gegenstände einer so interessanten Gegend zu richten. Auch begnügt sich der wahre Freund der Natur nicht bloss an ihrem äussern Gewande: er dringt, so viel er vermag, in alles, was sie merkwürdig macht; beschäftiget sich mit den Producten, die sie erzeugt und ernährt, und betrachtet den Fleiss der Menschen, welche dieselben zu ihrem Nutzen verwenden, mit Wohlgefallen. Mit neuem Vergnügen kehrt er dann zum Anschaun ihrer Reize zurück: er weiss sie nun noch höher zu würdigen. Seine Empfindungen sind itzt mit Betrachtungen durchwebt, denn sein Geist schwebt über dem Ganzen.

Welche Ueberraschung für denjenigen, welcher, schon eingenommen von den Annehmlichkeiten des Eingangs in den Grund, die

ANSICHT DER BRÜCKE NEBST DER BUSCHMÜHLE

zum ersten Male erblickt! Die Erscheinung dieser romantischen Scene setzt jeden Fremden in ein angenehmes Erstaunen, selbst dann noch, wenn er die Merkwürdigkeiten der Schweiz und Welschlands gesehen; nicht weil die Gebirge mit jenen, unter welchen man sich immer die höheren denkt, eine Vergleichung gestatteten, als vielmehr des unerwarteten Anblicks wegen, so nahe der Stadt, und mitten in einer fruchtbaren Berglehne, die wie durch Zauber sich aufthut, um auf einmal den Wanderer in eine romantische Welt zu versetzen. Indessen würde selbst dort, wo man gewohnt ist, solche Ueberraschungen zu suchen und zu finden, diese herrliche Scene noch immer berühmt seyn. Unbeschreiblich aber ist der Eindruck, den sie auf gefühlvolle Bewohner des flachen Landes macht, die noch nie eine gebirgige Gegend besucht haben. Der Contrast



J. A. Darnstedt del. et sc. Dresden.

Ansicht der Brücke nebst der Buschmühle.

31

11

ist für sie zu grofs, um nicht in ein stummes Erstaunen zu gerathen. Jeder bebuschte Hügel, jede felsige Parthie wäre hinreichend gewesen, ihr Auge zu vergnügen; und hier erblicken sie auf einmal eine Landschaft, die ihnen einen bezauberten Aufenthalt verkündet. Deswegen ist es mir immer ein Fest gewesen, solche Fremde dahin zu begleiten, und selten hab' ich das Vergnügen entbehrt, sie hier in ihrer vollen Vergessenheit der übrigen Welt zu belauschen.

Das Kupferblatt, welches diese romantische Ansicht darstellt, kann sie freilich nur aus einem einzigen Gesichtspunkte zeigen; denn fast mit jedem Schritte verändert sie sich, und, wie man leicht zu glauben geneigt wird, immer zum Vortheil. Zur Linken des Wegs und nah an dem Felsen, der bis zur Brücke hervortritt, liegt die freundliche Wohnung des Hegereuters mit ihrem verzäunten Gärtchen, an welchem der Mühlgraben hinwegschleicht. Auch sie bewirthet Gäste der Stadt, die häufig dahin wallen, dem Grunde näher zu seyn und Wagen und Fufsgänger vorüberziehen zu sehen. Von da hebt sich der Weg in schräger Richtung zur grofsen Weifseritz - Brücke, welche die ganze Parthie nicht wenig verschönert und ihr ein Ansehen von Pracht giebt. Der Unkundige dürfte vielleicht erstaunen, über ein so kleines Gewässer, wie es gewöhnlich im trockenen Sommer erscheint, eine so massive Brücke zu finden, zumal wenn man ihm den freilich nicht zu übersehenden Bau, mit dem Wehr, auf acht und zwanzig tausend Thaler berechnet: aber eben diefs sanfte Gewässer, das den Mühlen zuweilen kaum das nöthige Wasser liefert, schwillt oft zum verheerenden Waldstrom an, und hat die vorigen Brücken, besonders bei Eisgängen, mehrmals zertrümmert und selbst die Strafse verwüstet. Nun trotzt die schöne steinerne Brücke dem Eis und den Fluthen, und wird noch der Nachwelt beweisen, dafs der beträchtliche Aufwand, den sie erfoderte, immer noch wohlfeiler war, als die oft wiederholten geringeren Kosten.

Ich kann hier nicht unterlassen, die vielen steinernen Brücken zu erwähnen, die in der umliegenden Gegend von Dresden über Bäche, Gräben und Tiefen gebaut sind, und Reisende zur Bewunderung nöthigen. Selbst in den Wäldern der Pillnitzer Gegend und weiter hinauf giebt es deren nicht wenig. Aufser dem grofsen Nutzen, den sie gewähren, und aufser der Ersparung des kostbaren Holzes und der beträchtlichen Baukosten, welche die hölzernen Brücken von

Zeit zu Zeit nothwendig machen, dienen ſie überdieſs einer jeden Gegend zur Zierde, und geben vorzüglich einer ſo majeſtätiſchen Garten-Landſchaft, wie die Aue von Dresden nicht mit Unrecht genannt werden könnte, auch in ihren einzelnen Theilen einen Charakter von Groſsheit und Würde. Ein maleriſcher hölzerner Steg, der wenig betreten wird, und ſeine Beſtimmung an ſchicklichen Orten erfüllt, thut dann in ſeinem Bezirke eine deſto angenehmere Wirkung, und ſticht von den ernſteren Brücken, deren feſterer Bau mit dem ſtärkern Gebrauch, oder überhaupt mit der zu erzielenden nöthigen Dauer im Verhältniſs ſtehet, vortheilhaft ab.

Die majeſtätiſchen Felſen, welche dieſen romantiſchen Keſſel bilden, ſchienen eine ſo beträchtliche Brücke zu fodern. Sobald man dieſelbe betritt, erſcheint erſt die ganze Parthie in ihrer wahren Geſtalt; denn in der Anſicht des Kupferblatts deckt gerade der Felſen zur Linken die ſich wölbende Rundung der ſchroffen Felſen, unter welchen die Weiſseritz ſich ihnen anſchmiegend daherkrümmt, bis ſie alsdann zur Rechten der Brücke über das gemauerte Wehr hinabſchieſst, und von den herabtretenden Felſen der rechten Bergwand gezwungen wird, ihre Richtung zu ändern. Im Hintergrunde des Keſſels erſcheint eine Mühle, die von der ehemaligen Wildniſs der Gegend, welche mit Geſträuchen und Felſenſtücken bedeckt war, noch immer die Buſchmühle heiſst. Hinter derſelben zieht ſich das Felſengewölbe, welches nur hie und da durch enge Schluchten, die das Waſſer gebildet, getrennt iſt, in gerader Richtung hinweg. Erſt dort, wo dieſelbe beginnt, iſt es mit Bäumen und Sträuchern bekleidet, und zwiſchendurch ſpringen nur hie und da unwirthliche Felſen hervor, die aber die grünen Gewände nur deſto lieblicher machen. Der Mühle zur Rechten jenſeits des Waſſers, ſteht ein kleines Gebäude, was vortheilhaft liegt, ohne jedoch auf dem reizenden Platze einen erheblichen Eindruck zu machen. Auf der rechten Seite, zwiſchen dem Wehr und der Mühle, neigt ſich der Berg in ſanfter Lehne herab, und iſt mit einzelnen Birken und andern Geſträuchen ſparſam geſchmückt. Er bildet dem nackten Felſen gegenüber einen ſehr angenehmen Contraſt; denn die wenigen niedrigen Sträucher und Pflanzen, die man an demſelben entdeckt, ſind bei Betrachtung des Ganzen faſt unbemerkbar.

Aus dieſer kurzen Beſchreibung, verglichen mit der bildlichen Darſtellung daneben, wird man ſich leicht das ſchöne romantiſche Bild zuſammen zu ſetzen vermögen, und willig geſtehen, daſs es den allgemeinen Lobſpruch verdient, den es von einem Jeden mit ſeltener Wärme erhält. So majeſtätiſch und reizend aber auch die ganze Parthie, zu welcher die trefliche Brücke von vornen den einzigen Eingang verſchaft, und die man hinten für geſchloſſen halten würde, wenn nicht der rechts ſich krümmende Weg eine Oeffnung zwiſchen den Bergen verriethe; ſo ſchön und romantiſch dieſe Parthie, auch ſo wie ſie iſt, mit vollem Rechte genannt werden kann: ſo iſt es dennoch unleugbar, daſs eine verſchönernde aber ſchonende Hand ihr noch unendliche Reize verleihen, und, ohne der Natur Gewalt zuzufügen, ſie erſt in einen bezaubernden Aufenthalt umſchaffen könnte.

Die Hauptverſchönerung iſt ſchon vorhanden. Dieſs iſt die Brücke mit ihrem breiten getäfelten Wehr, das einen künſtlichen Waſſerfall bildet. Vielleicht wird mancher ſtatt deſſen einen natürlichen wünſchen, und lieber den Waldbach über Felſenſtücke hinabſchäumen, als ihn in ſpiegelnder Glätte eine ziemliche Strecke dahingleiten ſehen. Allein hier tritt gerade der Fall ein, den manche ſonſt geſchmackvolle Eiferer über Natur- und Garten-Anlagen ſo wenig beherzigen. Auch Regelmäſsigkeit und ſichtbare Kunſt iſt tadellos, wo Bedürfniſs und Schicklichkeit ſie gleichſam bedingen, und wo gezwungene Natur nur eine wiedrige Wirkung thäte. Die Weiſseritz hilft Dresdens Bewohner aus fernen Wäldern mit Brennholz verſorgen, und es iſt ein unterhaltendes Schauſpiel, zur Zeit der Flöſse den Fluſs mit dieſer Holzfahrt belebt und die ſich jagenden Scheite noch ſchneller über das hängende Wehr einander verfolgen zu ſehen. Ein ungekünſtelter Fall, oder vielmehr ein erkünſtelter natürlich ſcheinender Fall, würde der Flöſse hier nur hinderlich ſeyn. Das Wehr iſt alſo ein nützliches Werk, und auch als ſolches, ſeiner ganzen Beſchaffenheit nach, eine wahre Verſchönerung, weil es die Abſicht der Zweckmäſsigkeit in der würdigſten und angemeſſenſten Bauart erfüllt. Die Brücke ſelbſt ſtimmt mit dieſem Charakter vollkommen überein: ſie herrſcht durch Feſtigkeit und einfache Pracht über dieſen beträchtlichen Waſſerbau, und erfüllt neben der Abſicht, den tobenden Fluten und Eisſchollen bei eintretenden Fällen den nöthigen Widerſtand zu leiſten, zugleich das Bedingniſs der erforderlichen Bequemlichkeit, weil eine

bedeutende Strafse über fie hin führt. Vielleicht würde an diefem Platze eine höher gefpannte pittoreskere Brücke, ohne weitere Rückficht auf ihre Beftimmung, wenn fie nur übrigens eben fo dauerhaft wäre, keine ungefällige Wirkung thun; aber weggerechnet, dafs fie nun einen andern Charakter trüge, als das mit ihr in Verbindung ftehende Wehr, fo würde ihr auch jene in ihrer Mitte höher gehobene Spannung zugleich einen grofsen Theil ihrer Brauchbarkeit rauben, und man würde fich fragen, warum diefe unnöthige Spannung, die an einem andern Orte fehr zweckmäfsig feyn dürfte, an diefem fo unfchicklich gewählt worden fey.

Ganz anders verhält es fich mit dem vor uns liegenden Mühlgebäude, das einer Verfchönerung fähig wäre, ohne feiner Beftimmung zu nahe zu treten, wenn man nämlich diefer fchönen Parthie einen höhern Charakter zu geben wünfchte. Ich rede hier von keinem gefuchten, der etwas anders und fremdartiges erwarten liefse, und welchem alsdann die innere Einrichtung ganz widerfpräche. Solche Verlarvungen in der Gartenkunft können zuweilen, wo Überrafchung und blofses Vergnügen der Zweck des Gebäudes ift, nicht nur erlaubt feyn, fondern auch eine angenehme und glückliche Wirkung hervorbringen. Zuweilen läfst fich etwas gemeines auf eine folche Weife verbergen, ohne damit ins Lächerliche zu fallen; zuweilen ein und ebendaffelbe Gebäude zu einer doppelten intereffanten Anficht benutzen, ohne widernatürlich zu feyn. Den blofsen Spielen der Laune mufs man aber nur felten ein Plätzchen vergönnen, und nie müffen fie ein zu grofses Anfehen von Ernft und Wichtigkeit bekommen. Man vergifst gewöhnlich, dafs eine folche Anlage keine vorübergehende Erfcheinung ift, und dafs fie nur in demjenigen eine Täufchung hervorzubringen vermag, der fie zum erftenmale erblickt. Wer damit einmal bekannt ift, wird nie wieder eine ähnliche Wirkung bei fich verfpüren, und der öftere Anblick eines folchen Trugfpiels, wird ihm am Ende widerlich werden, wenn nicht der Gegenftand ein anfpruchlofes und untergeordnetes Bauwerk ift.

Am wenigften vertrüge fich eine fo fpielende Verkleidung mit der Würde der umliegenden Scene. Eine Mühle ift an diefem Orte ein fehr natürliches Gebäude und bedarf keines fremdartigen Aufputzes; aber ihrer äufsern Form

lieſse ſich allerdings zu Hülfe kommen, wenn es auf Verſchönerung abgeſehen wäre. Die Waſſerſeite derſelben, welche in Landſchaften die Mühlen zu ſo maleriſchen Gegenſtänden macht, verbirgt ſich, aus dem vordern Geſichtspunkte betrachtet, dem Auge gänzlich, und ſo bleibt freilich die Mühle nur ein gemeines Gebäude. So wie ſie iſt, ſcheint ſie mehr in die Stadt zu gehören, weil es ihr ganz an dem Ländlichen und Zufälligen mangelt, was in der freien Natur das Auge ſo ſehr vergnügt. Das kleine Gartenhäuschen nebſt der zur Rechten hinlaufenden Befriedigung des daran ſtoſsenden Gartens, iſt das einzige, was ihrer Steifheit ein wenig zu Hülfe kommt. Das Gebäude an ſich leiſtet zwar ſeiner Beſtimmung vollkommen Genüge; aber es würde das Auge nicht wenig ergötzen, wenn die vordere Seite eine maleriſchere Form hätte und mit einigen kleinen Wirthſchafts - Gebäuden und mancherlei hierher gehörigen Geräthſchaften gruppirt wäre. Wollte man annehmen, daſs der Müller zugleich die Fiſcherey in der Weiſseritz über ſich hätte, ſo könnte die Wohnung von auſsen und ein Platz auf der Seite ſehr ſchicklich mit Netzen und andern dergleichen Geräthen ausgeſtattet werden, welche, wenn ſie gehörig geordnet ſind, eine maleriſche und liebliche Wirkung machen. Zu der nämlichen Beſtimmung würde ſich, falls man der Mühle dieſen Charakter nicht geben wollte, das über der Weiſseritz gelegene kleine Landhaus eignen, wenn man nicht lieber ein kleines Kärnthner- oder Schweizerhaus an deſſen Stelle ſetzen wollte, welches, verbunden mit der Mühle, gewiſs eine vortrefliche Parthie geben würde.

Die Lehne zur rechten, die in den ſchönen Keſſel herein tritt, und ſchon an ſich, durch den Contraſt mit den übrigen Seiten, demſelben zur Zierde gereicht, wäre leicht noch mehr zu verſchönern, wenn ſie beſſer bepflanzt würde. Schon die einzelnen Birken und Sträucher geben ihr ein liebliches Anſehen. Da aber die entgegengeſetzte Seite, der ſchroffen Felſen wegen, ſo kahl iſt, ſo würde die beſſer bepflanzte und bebuſchte Lehne nicht wenig dazu beitragen, die nackten Felſengerippe noch mehr zu heben. Freilich aber müſste die Pflanzung, ſo wie ſie vormals beſchaffen geweſen, nur allein von der Willkühr der Natur herzurühren ſcheinen. Auſser dieſer Verſchönerung, welche ſchon die landſchaftliche Schönheit erforderte, wäre eine ſtärkere Bepflanzung der Lehne um ſo wünſchenswürdiger, weil die ganze Parthie etwas zu ſonnig liegt, und nur am frühen Morgen,

oder am ſpäten Abend vollkommen genoſſen werden kann. Die Beſchaffenheit dieſer Lehne iſt zu Anlagen ſchattiger Gänge immer noch bequem genug, ſo daſs man ſich des Wunſches nicht erwehren kann, ſie nicht nur in der untern Gegend zu finden, ſondern ſie auch in allmählich ſteigenden Richtungen bis auf die Höhe des Bergs fortgeſetzt zu wiſſen, um von da zu dem herrlichen Standpunckte zu gelangen, dem ich, bei Erwähnung dieſes Dölzſchener Bergrückens, einen offenen Pavillon wünſchte.

Man denke ſich nun dieſe beſchränkte Parthie in einer ſo anſpruchloſen Verſchönerung, die der ganzen umgebenden Natur auch nicht das Mindeſte koſtet, und füge noch eine kluge Benutzung des Bodens auf beiden Seiten der Straſse hinzu: welch eine vortrefliche Landſchaft, welch eine unübertrefliche Gartenparthie, welch ein entzückender Aufenthalt müſste ſie werden! — Doch ſie iſt es ſchon jetzt. Das Auge des edleren Kunſtgefühls, das in ſeinen ſchönſten Genüſſen die ganze Natur um ſich her zu verſchönern gewohnt iſt, dichtet und ordnet hier nur für innres Bedürfniſs, um jeden offenen Sinn für Schönheit zu ſchärfen.

Mit dieſer erhabenen Naturſcene könnte mittelſt eines hohen hölzernen Stegs, der zur linken der Mühle ſchräg über die Weiſseritz führte, eine andere Parthie, die ganz verſchieden von jener, aber in ihrer Art eben ſo reizend und maleriſch iſt, auf eine ſehr leichte Weiſe verbunden werden. Den meiſten Spaziergängern des Grundes iſt ſie ſo gut als verborgen, weil es in der Nähe keinen Weg über die Weiſseritz giebt. Der Hauptgegenſtand dieſer vortreflichen Landſchaft, die wieder ein Ganzes für ſich ausmacht, iſt

DAS WEHR HINTER DER BUSCHMÜHLE.

Ich darf nur auf das gegenüber befindliche Bild verweiſen, um der allgemeinen Stimme gewiſs zu ſeyn, daſs nicht leicht eine ähnliche Naturparthie glücklicher gedacht werden könne, als ſie ſich hier ohne alle abſichtliche Verſchöne-



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Das Wehr hinter der Buschmühle.

rung wirklich befindet. Man betrachte das ſchäumende Wehr, das einem natürlichen Waſſerfall gleicht; oberhalb deſſelben den ruhigen Waſſerſpiegel, der die umliegenden Gegenſtände verdoppelt; zur linken eine maleriſche Bergwand, von der man im Kupferſtich freilich nur wenig wahrnehmen kann; kleine mit Bäumen begränzte Roſenparthien, die ſich in ſanften Abhängen zum Waſſer herab neigen; gegenüber die groſse felſige Bergmaſſe, an welcher ſich unten am leichten Stangengehäge die Straſse hinſchmiegt; im Hintergrunde eine andere Mühle, von der Waſſerſeite mit Bäumen umgeben, und hinter derſelben das Seitengebirge, welches bis hinter die Mühle hervortritt, und mit ſeinen lebendigen Bäumen und nackten Parthien die Landſchaft anmuthig endet, ohne jedoch die hintere Oeffnung des Grundes ganz zu verſchlieſsen. Man betrachte den reichen Schmuck dieſer Gegend, und huldige laut der Natur, die unerſchöpflich in ihrer Bildungskraft iſt. Selbſt jede Einzelheit in derſelben trägt die Spur einer gefühlvollen anordnenden Hand, und doch iſt alles, was Menſchenhände gethan, ſo zufällig, ſo abſichtlos eine Verſchönerung zu bewirken, daſs es nicht zu verkennen iſt, wie willig ſich die Natur den menſchlichen Schöpfungen anſchmiegt, wenn ſie ihr nicht gerade entgegen arbeiten.

Weit intereſſanter jedoch als im Bilde, iſt dieſe vortrefliche Scene, wenn man ſie in der Natur ſelbſt, und in ihrer Verbindung mit der vorigen betrachtet. Die ſchöne Bergwand, die ſich zur linken hinzieht, ſticht durch ihre ſchönen bewachſenen Parthien von jenem nackten Felſen vortheilhaft ab und lehnt ſich ein wenig zurück, indeſs hie und da einzelne Stücke von kahlen Felſengewänden durch das freundliche Laubholz hervorſpringen. Der reizende Raſenteppich, in ſeinen abhängigen Richtungen und wellenartigen Formen, durch Erlen und andres Gebüſch auf eine natürliche Art unterbrochen und in verſchiedene Parthien getheilt, dient dem Ganzen zum lieblichſten Vorgrund. Denke man ſich nun eine maleriſche Hinterſeite der Mühle mit ihrem belebenden Triebwerk, und ein Kärnthner- oder Schweizerhaus, ſtatt des jetzigen kleinen Gebäudes, mit einigen Kühen und Ziegen auf einem der ſchönen Raſenplätze, hinzu: wer würde nicht wünſchen, im Frühling und Sommer zuweilen hier wohnen und ſich von ernſten Geſchäften erholen zu können?

Wie wenig braucht man in einer so schönen Natur zu thun, um sie doch sehr zu veredlen! Die einzige Form der Gebäude, die bei Errichtung derselben oft einerley Aufwand erfordert, wenn sie nur gleich geschmackvoll geleitet wird, vermag einer Gegend, die so ganz die Hand dazu bietet, ein neues und interessantes Gepräge zu geben. Wie leicht wäre es hier, durch solche Gebäude, die ganze Scene, die das Auge umfaſst, in eine Gegend der Schweiz zu verwandeln! Und wollte man ja den Besuchenden wieder erinnern, daſs er sich nur in einer verschönerten Gartenlandschaft befinde, so bedürfte es bloſs in einer etwas höher gespannten, doch nicht zu künstlichen Brücke, (die übrigens der steigenden Weiſseritz keineswegs widerspräche und auch dem erwähnten Charakter gemäſs wäre) anstatt der gewöhnlichen, die dort in der Ferne, wo der Fluſs sich hinter der Mühle verbirgt, die beiden Ufer verbindet. Sie würde den fühlenden Beobachter wieder in den wahren Gesichtspunkt versetzen und ihm zugleich eine kluge Verbindung mit dem schon mehrmals erwähnten runden und offenen Pavillon auf der Dölzschener Höhe verrathen. Wem dieſs nicht genug scheint, der füge daselbst noch einige Trauerweiden hinzu; dann aber zieh er die oft nur zu freigebige Hand wieder zurück, um nicht zu verderben, statt zu veredeln.

Begehrte Jemand von da die linke Höhe zu ersteigen, um die Wirkung dieser Partheien von oben zu beschauen, und sich dann wieder in seine bekannte Welt zu versetzen, so kann er dieses Verlangen durch eine enge Schlucht befriedigen, die zwischen den nakten Felsengewänden und der bewachsenen Seite hinführt. Sie zum Steigen ein wenig bequemer zu machen, würde unter die kleinen Verbesserungen gehören, die sich hier noch anbringen lieſsen. Das nämliche Augenmerk würde sich auch auf den Fuſssteig am linken Ufer hin richten, um diesen reizenden Gang, durch die ganze Enge des Thals hin, noch einladender zu machen. — Ich verfolge ihn nicht, sondern wende mich rückwärts über den angenommenen hölzernen Steg, der zur Mühle sich artig gruppiren würde, wieder zum Hauptweg.

Aber wer kann hier den Blick, auf den Bau dieſer Felſen gerichtet, vorüber wandeln, und ſich blos mit ſinnlichen Eindrücken begnügen? Was für ernſte Betrachtungen bieten ſich ihm dar, wenn er die Form dieſer Maſſen mit forſchendem Blick unterſucht, und dann das Auge auf das kleine Gewäſſer niederſenkt, was er jezt zu ihren Füſsen ſich ſchmeichelnd dahin winden ſieht! Schon die äuſseren Spuren der beiden Gebirgsſeiten beweiſen zur Gnüge, daſs fürchterliche Waſſerfluthen dieſs Felſenlager von Urgebirgen mit zertrümmernder Gewalt durchbrochen, und daſs alsdann dieſs kleine Gewäſſer, was wir jezt für unbedeutend zu halten geneigt ſind, ſich ſeit Jahrtauſenden nach und nach dieſs majeſtätiſche Bette vollends ausgewühlt habe. Die lezte Behauptung iſt der allgemeinen Erfahrung gemäſs; für die erſte tragen die Felſen, die wir ſo eben bewunderten, die unwiderlegbarſten Beweiſe an der offenen Stirne.

Doch ehe ich ſie näher erörtere und über die Maſſen dieſer Gebirge das Unumgänglichſte berühre, um den Freund der Natur, der in der Gebirgskunde nicht eingeweiht iſt, mit der Beſchaffenheit dieſer Felſen doch einigermaſsen bekannt zu machen: verfolg ich zuerſt den gewöhnlichen Weg in dem Grunde, ſo weit die beiden Gebirgsſeiten, einige Eigenthümlichkeiten abgerechnet, von einerlei Beſtandtheilen ſind, um die ſchönen Naturparthien zu ſchildern und die örtlichen Merkwürdigkeiten dabei zu erwähnen.

So wie man die Mühle verlaſſen und ſich um die rechte Gebirgsſeite hinumgewendet hat, erblickt man wenig mehr von jener reizenden Parthie hinter der Buſchmühle, als die beiden Bergwände, die bis zu Ende des tiefen Thals überall einen angenehmen Contraſt bilden. Die rechte Seite iſt durchgängig kahler als die entgegengeſetzte, und lehnt ſich in den meiſten Gegenden etwas rückwärts, ſo daſs ihre Höhen hie und da zu erklimmen ſind, wo nicht die allzuſchroffen Felſenmaſſen es hindern. Die linke Seite iſt ſteiler und ſparſam mit Birken und anderem Laubholz bewachſen, durch welches häufige Felſenblöcke hervorragen, welche die Anmuth des Ganzen, in maleriſcher Hinſicht, vermehren; und unten ziehen ſich herrliche Raſenparthien in ſanften Abhängen an der Weiſseritz hin, die durch Gebüſche und Erlen von einander getrennt ſind, und dem Auge einen wohlthätigen Anblick gewähren. Zwiſchen der Straſse und dem Waſſer liegen, ſowohl bei der Buſchmühle, als bei den

folgenden, geräumige Rasengärten, in welchen sich, besonders an Sonn- und Festtagen die fleissigen Bürger von Dresden mit ihren Weibern und Kindern von den mühsamen Arbeiten, während der Woche, erholen und bei mäsigen Genüsen erfreuen. Es ist gewiss ein Vergnügen mehr, an solchen Tagen vor diesen Gärten vorüber zu wandeln, und die an Tischen und auf Bänken vertheilten Gruppen geputzter und vergnügter Menschen zu sehen.

Gleich vornen, wo man sich wendet, ist eine schroffe Parthie von zackichten überhängenden Felsen, die äusserst malerisch ist. Man hat sie als Steinbruch benutzt; doch bedient man sich dieser Felsenart zum Bauen nicht häufig, theils weil die Stücke zu eckicht und ungleich brechen, theils weil man den schönen Pirnaischen Sandsteine mit wohlfeilern Kosten erlangen kann. Auf dieser rechten Seite erblickt man nicht selten einzelne abschüssig liegende Felsenmassen, die von der Höhe herabgestürzt sind, aber durch ihre Schwere auf weniger steilen Parthien in der Mitte der Bergwand sich angelehnt haben, und vielleicht manchem fürchterlich scheinen.

Vormals, als die Strasse nach Tharant und anderen Orten, noch nicht durch diesen Grund geführt war, glich er, der Beschreibung zufolge, einer furchtbaren Wildnis. Beim Bau der Strasse wurden nachher viele Felsen gesprengt, und diejenigen, welche die meiste Gefahr droheten, vollends herabgestürzt. Freilich gieng dabei manche merkwürdige Parthie verlohren, aber die Sicherheit der untenhin Wandelnden gebot allerdings ein so nöthiges Opfer; und im Ganzen hat doch gewiss der tiefe Grund durch diese Behandlung unendlich gewonnen, da sonst der Genuss in aller Absicht erschwert war.

Eine der merkwürdigsten von diesen hervorragenden, jezt weggebrochenen, Felsenklippen, war das sogenannte Schweizerbette, kurz vor der zweiten Mühle, welche den Namen der Königsmühle erhalten, weil sie (im Jahr 1747,) vermöge des Pachtcontracts, von den damaligen Mühlenpachter, unter der Regierung des Königs August III., erbauet worden ist. Dieses Schweizerbette, welches sich zwischen dem ersten und zweiten daselbst zu Tage aussetzenden Basaltgang befand, war eine herüberragende Felsenklippe, die ohngefähr sechs Ellen hoch, etliche Ellen breit, und oben zwar flach, doch abschüssig war. Sie

ſoll ihren Namen, der ſchon ſeit hundert Jahren bekannt iſt, von einer freilich nicht merkwürdigen, aber dafür deſto gefahrvollern Begebenheit erhalten haben. Ein Schweizer der hieſigen Garde hatte ſich irgendwo einen Rauſch getrunken und Luſt bekommen, ihn auf dieſer furchtbaren Klippe, auf die er ſich hingeſtreckt, wiederum auszuſchlafen, welches ihm auch, ohne Schaden zu nehmen, gelungen war. Den Namen führt zwar die Stätte noch fort; vom Felſenbette ſelbſt iſt aber keine Spur vorhanden: daher auch manche noch glauben, es ſei in der obern Höhe geweſen, wo ſich beträchtliche Klippen befinden.

Die Königsmühle, dem Schweizerbette ſchräg über zur linken, ſteht auf dem nämlichen Platze, wo im Jahre 1719, welches ſich in den ſächſiſchen Jahrbüchern, durch die vielen und glänzenden Feierlichkeiten bei der Vermählung des damaligen Churprinzen mit der kaiſerlichen Prinzeſſin Maria Joſepha, auszeichnet, der Tempel des Saturns geſtanden haben ſoll, der zum Behuf eines Feſtes errichtet war, welches das Saturnusfeſt hieſs. Man hatte bereits von allen Planeten Veranlaſſung genommen, mancherlei darauf anſpielende Feſte anzuordnen: der einzige Saturn war noch zu benutzen übrig, und gab nun eine ſchickliche Gelegenheit zu einem Aufzuge der ſächſiſchen Bergleute, der allerdings unter die intereſſanteſten Feierlichkeiten gerechnet zu werden verdient, weil er ein wahres Nationalfeſt und in allem Betracht ein merkwürdiges und ſeltenes Schauſpiel war. Saturn hatte nämlich den Entſchluſs gefaſst, die Saturnalien, die man vor Zeiten ihm zu Ehren gefeiert hatte, ſelbſt einmal zu begehen, und das vornehme Brautpaar damit zu vergnügen. In dieſer Abſicht hatte er alle ſeine Bergleute aus den Klüften des Erzgebürges herausgepocht, das Feſt begehen zu helfen, und von den innern Schätzen deſſelben Geſchenke zu bringen. Dieſs war der Gedanke, der dieſer Feierlichkeit zum Grunde lag. Cupido war dabei zum Münzmeiſter beſtellt, und ſeine dabei geprägten Münzen ſind noch in Gold und Silber vorhanden. Das Feſt ward des Abends unter Erleuchtung gefeiert, und mag ſich allerdings vortreflich ausgenommen haben, da der ganze Aufzug in bergmänniſcher Uniform aus 1600 Perſonen beſtand, die mit ihren Grubenlichtern und allen möglichen Bergwerks-Geräthſchaften, Stuffen und Steinarten ausgerüſtet, von ihren Officieren, in mehrern Abtheilungen, angeführt wurden. Dieſer Aufzug war hier um ſo paſſender, da die

Gebirge des Plauifchen Grundes gleichfam den Anfang des Erzgebirges ausmachen, die Enge und Tiefe des Grundes dem Schaufpiele angemeffen war, und diefe Berge auch damals noch in dem Rufe einer grofsen Reichhaltigkeit von edlen Metallen ftanden. Doch diefen Umftand übergehe ich hier, um fpäter davon zu reden.

Bald nachdem man die Königsmühle vorüber gegangen, wird man eine kleine Brücke gewahr, die über die Weifseritz führt. Die ift die nämliche, die man auf dem vorigen Kupferblatte im Hintergrunde erblickte. Ihr gegenüber ift in der linken Bergwand eine bewachfene Schlucht, durch welche der Fufssteig nach dem Dorfe Kofchitz hinauf führt, von dem einige Häufer über das Laubholz hervorragen. In der Mitte diefer romantifchen Schlucht befindet fich ein artiges, mit einem Bade verfehenes Landhaus, vom Grafen Cofel erbaut, welches jedoch jetzt felten bewohnt wird. Von ihm rühren auch zu beiden Seiten der Schlucht die verfchiedenen Gänge noch her, die an den fteilen Felfen durch die Gebüfche hinlaufen und auf die Kofchitzer Höhe führen. Diefe Schlucht ift ziemlich verwachfen, und dient den Vögeln, welche am liebften in dunklen Gebüfchen verweilen, zu einem angenehmen Aufenthalte.

Ich kann diefen Ort nicht verlaffen, ohne eines kleinen niedlichen Thiers zu erwähnen, das in diefer Gegend zu haufen fcheint, und unter dem Namen des kleinen Siebenfchläfers (*Myoxfus Muscardinus Schreberi*) bekannt ift. Es ift lichtbraun von Farbe, hat einen ziemlich langen, am Ende pinfelförmigen Schwanz, und wird aufserordentlich zahm und fchmeichelnd. Man kann es im Zimmer mit Semmel in Waffer geweicht, mit Mandeln, Nüffen und ähnlichen Dingen in einem Häuschen von Drath oder Glas erhalten. Im Freien verfchläft es den Winter in einem kugelförmigen Nefte von Moos. Im Zimmer aber bleibt es den Winter hindurch munter; nur fchläft es zu diefer Zeit etwas länger als im Sommer. Unftreitig gehört diefes niedliche kleine Gefchöpf zu den fanfteften und gutmüthigften Thieren.

Hier bei der Königsmühle breitet zur rechten des Thal fich ein wenig, welches eine angenehme Abwechslung giebt; nur wünfcht man die Höhen bewachfen und den geräumigen Platz noch fchöner benutzt. Bald aber tritt das Ge-



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Der Rechen mit dem Wehr zwischen der Königsmühle und neuen Mühle.

birge wieder hervor, und ſchiebt das Thal in ſeine vorige Enge zuſammen, ſo daſs die Weiſseritz, nebſt dem dahin laufenden, von ihr abgeleiteten Mühlgraben, beide von Erlen, Weiden und andern Gebüſchen mehr oder minder umpflanzt, und der an dem letztern ſich hinkrümmende Fahrweg, faſt die ganze Breite des Thals ausmachen. Vor ſich hin hat man eine ähnliche Ausſicht in eine ziemliche Strecke des Thals, doch immer verſchieden durch die Formen und Wendungen der beiden Gebirgsſeiten. Auf der Höhe zur rechten wird man endlich einige kleine Häuschen gewahr, die zu den Dölzſchner Weinbergen gehören, von welchen man unten im Thale nur kleine Parthien erblickt. Unter ſo erheiternden Ausſichten gelangt man alsdann zur dritten Mühle, welche die neue Mühle genannt wird, weil ſie ſpäter als die vorige erbaut worden iſt. Dieſe drei landesherrlichen Mühlen des Grundes tragen jährlich ein ſo beträchtliches Pachtgeld ein, daſs dieſes ſo enge Felſenthal, zumal wenn man die vordere Mühle beim Dörfchen Plauen, am Eingang des Grundes, dazu rechnet, bis auf die bisher beſchriebene, einen gröſsern und ſicherern Ertrag abwirft, als manche bedeutende Herrſchaft.

Mit jedem Schritte gewinnt nun die Gegend an Schönheit, und unerwartet trift man wieder auf eine vortrefliche Parthie, die mit Recht unter die vorzüglichſten des tiefen Grundes gerechnet wird. Waſſer, Felſen und Bäume haben gleiche Anſprüche an ihrer Verſchönerung. Der Kunſt allein ſcheint es vorbehalten zu ſeyn, ihr einen noch höhern Charakter zu geben. Dieſe angenehme und reizende Parthie iſt

DER RECHEN MIT DEM WEHR.

So ſehr ſie auch ſchon, von der gewöhnlichen Straſse geſehen, dem Auge gefällt; wiewohl ein Haupttheil derſelben, das Wehr, von dieſer Seite gedeckt iſt: ſo erſcheinet ſie dennoch, aus dieſem Standpunckte, erwähnter Urſache wegen, nicht in ihrer völligen Schönheit. Erſt wenn man über den Rechen hinüber geht, und dort den Augenpunkt ſucht, aus dem ſie betrachtet ſeyn

will, überſieht man ſie ganz in ihrer glücklichſten Lage. So iſt ſie auf beigefügtem Kupferblatte gewählt, und ich glaube der allgemeinen Beiſtimmung gewiſs zu ſeyn, daſs ſie von da aus als eine Landſchaft von ſeltener Naturſchönheit erſcheint.

Die anmuthige Krümmung des Waſſers iſt ſchon an ſich ſelbſt ein wohlthuender Anblick; aber noch weit mehr gewinnt die ſchöne ſpiegelnde Maſſe durch die Brechung des Wehrs, das mehr einem natürlichen, als einem künſtlichen Fall gleicht. Der nach der Straſse hinüber laufende Rechen, der beſtimmt iſt, dem Floſsholz zu wehren, daſs es nicht in den Mühlgraben trete, noch an das Ufer ſich lege, iſt ebenfalls ein maleriſcher Gegenſtand zum Vorgrund, zumal da er nur eine Strecke der ganzen Parthie einnimmt. Die linke Seite des Ufers iſt dicht mit Bäumen bewachſen, über welche nur hie und da ein nackter Felſenblock vorblickt, und über dem Wehre tritt ein mit Bäumen und Büſchen bewachſener kleiner Landſtrich, gleich einer Halbinſel, in die ſich krümmende Weiſseritz ein, der ſie nöthiget, eine ſo bogige Richtung zu nehmen. So reizend dieſs alles ſchon in einer Ebene wäre, ſo gewinnt doch das Ganze unendlich durch das vortrefliche rechte Felſengerippe, das bis zum Anfang des Rechens in der nämlichen Krümmung der Weiſseritz folgt, und gerade nur ſo viel mit einzelnen Bäumen und Sträuchern geſchmückt iſt, als die maleriſche Wirkung erfordert, um die gröſseren Maſſen zu unterbrechen, den Formen derſelben mehr Anmuth zu geben, und verſchiedene Farbentöne in dieſelben zu bringen. Die Straſse, die ſich zwiſchen dem Felſen und Waſſer herumdreht, macht die ſonſt ſchaurige Gegend lebhaft und munter; und die einzelnen Gebäude, die hinten von der Höhe der Bergwand, ſo freundlich gelegen, herabblicken, erinnern zugleich an die Wohnbarkeit der umliegenden Gegend und an die thätigen Wirthe des oben zur rechten liegenden Dorfes.

Wie leicht wäre nicht dieſe reizende Parthie in eine Scene von höherer Wirkung umgeſchaffen, wenn ſie in der Verbindung des ganzen verſchönerten Thals bedeutender werden ſollte, damit der Wanderer ſähe, ihre Anmuth ſei vom Beſitzer gekannt und geſchätzt. Das Ganze, dünkt mich, ſcheint ſich vortreflich zu einem Denkmal zu eignen, was der Beſitzer des Thals entweder einer geliebten Perſon, einem redlichen Diener, einem würdigen Lehrer, oder auch

einem allgemeinen Wohlthäter des Menschengeschlechts zu setzen gedächte. Das schmale nach der Strafse hinüber gerichtete Erdstück bietet sich gleichsam selbst dazu an, eine passende Urne mit einer kurzen aber gedankenvollen Inschrift, auf einem einfachen Steine in seine Schatten zu hüllen. Einige Trauerweiden daneben, auf beiden Seiten des Ufers, welche das Denkmal bedeutend umgäben, aber sowohl hier als auf der entgegengesetzten Seite, wo man aus der hintern Gegend herkommt, natürliche Oeffnungen liefsen, ohne eine absichtliche Regelmäfsigkeit zu verrathen, würden als Fremdlinge unter den übrigen Bäumen, noch ehe man die Urne entdeckte, die verschönernde Hand verrathen, und der Bestimmung des Platzes vollkommen gemäfs seyn. So selten ich Denkmäler, besonders in einem kleinen Bezirke, angebracht wünsche, so scheint mir doch hier ein solches nicht am unrechten Orte zu stehen. Die Lage selbst ist dazu wie gemacht; das Denkmal könnte von beiden Seiten gesehen werden, ohne sich aufzudringen, und wäre nur denen, die einen lebhaftern Antheil daran nehmen, durch einen beträchtlichen Umweg erst zugänglich. Übrigens bliebe noch übrig, sowohl auf jener Seite des Flusses, als her zu dem Standpunkt, aus welchem die Ansicht genommen, bequemere Wege zu ziehen, und letztern vermittelst eines Stegs über den Mühlgraben durch schattige Bäume zu leiten, um dem Auge den Anblick des Ganzen auf einmal zu gönnen.

Wie wenig wäre hier wieder zu thun, um eine der schönsten Naturparthien des tiefen Grundes zu heben und ihr ein verschönertes Ansehn zu geben! Und wie viel hätte das Thal schon gewonnen, wenn die wenigen Anlagen oder Verschönerungen, die ich bis hierher in Vorschlag gebracht, und die sich gleichsam von selbst darbieten, wirklich vorhanden seyn könnten! Die Kosten, die sie erforderten, würden für den Besitzer von keiner grofsen Bedeutung seyn; der Natur hätte die ganze Verschönerung auch nicht das mindeste Opfer gekostet; und Niemand würde darin Überladung oder widernatürliche Anlagen finden.

Es kann hier nicht zu meinem Zweck gehören, die kleinen Verbesserungen einzeln zu bestimmen, die hie und da gemacht werden könnten. Oft kann ein einziger Baum, eine Gruppe von Sträuchern, auch hie und da ein Fremd-

ling unter den einheimischen Gewächsen, eine liebliche Wirkung thun; nur muss selbst diess nicht erkünstelt, sondern gleichsam von selbst hervorgekommen scheinen; nie müssen Pflanzungen dieser Art ein gartenähnliches Ansehn gewinnen. Schon manche ausländische Bäume und Gesträuche sind nicht nur an unsern Himmelsstrich gewöhnt, sondern bereits auch, des Nutzens wegen, ins Freie verpflanzt worden, ohne dabei auf Verschönerung Rücksicht zu nehmen. Eine vor heftigen Stürmen geschützte Berglehne mit weissblühenden Acacien (*Robinia pseudo-acacia*) natürlich bepflanzt, würde im Freien fast überall schon für eine bloss landwirthschaftliche Anstalt gelten, und die damit verbundene Verschönerung würde nur Nebenzweck scheinen. Auf einer entgegengesetzten Seite würde ein aus gleicher Absicht gepflanztes Wäldchen von Lerchbäumen einen angenehmen Contrast verursachen, und, auch wohl unbeabsichtet verschönern helfen. Freilich müssen die Plätze zu solchen Pflanzungen passen; aber sie werden es immer, wenn beide mit Sachkenntniss für einander gewählt werden. Was mit ganzen Massen von einerlei Bäumen an schicklichen Orten geschehen kann, lässt sich noch leichter mit einzelnen thun. Wie sehr vergnügt nicht ein Obstbaum unter wildem Gehölze, ein Stachelbeerstrauch an einem Felsengewände, den irgend ein Vogel dahin gesäet! Aber eben so absichtlos muss jede künstliche Pflanzung in der freien Natur scheinen, wo nicht ein ernsterer Zweck, wie der landwirthschaftliche Vortheil, aus derselben hervorzuleuchten, berechtiget ist. — O wie manche Gegend liesse sich auf eine so angenehme Weise mit wenigen Kosten verschönern, ohne dabei den landschaftlichen Ertrag zu vermindern! Es ist ja nicht eben ein Plauischer Grund dazu nöthig.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung wieder in denselben Grund zurück, und verlasse den Rechen, um die Krümmung des Wegs zu verfolgen. So wie man den Bogen, den hier die Weisseritz bildet, umgangen, übersieht man das kleine bewachsene Erdstück, was sie umfliesst, fast eben so, wie auf unserm vorigen Standpunkte, nur etwas näher und freilich nicht in der malerischen Verbindung mit dem Wehr und den aufgethürmten Gebirgen. Hier würde man nun das Denkmal zwischen den Trauerweiden unter den schattigen Erlen entdecken, wenn man es von jener Seite noch nicht gesehen hätte, und willig würde man eingestehen, dass es nicht wenig dazu betrage, diese Gegend

des Thals intereſſanter zu machen. Eine Annehmlichkeit mehr, welche dieſer Anlage zu ſtatten käme, iſt das ſanfte Rauſchen der Weiſseritz, die hier mit geſchäftiger Eile über die beträchtlichen Steine daher rollt, welche von den nahen Felſen herabgeſtürzt ſind. Es würde nicht ſchwer ſeyn, dieſe Wirkung noch zu vermehren, und ſelbſt ein noch ſchöneres Spiel für das Auge hineinzulegen, ohne ihm ſein natürliches Anſehn zu nehmen. Dieſes Leben im Waſſer, verbunden mit dem Anblick der beiden ſo ſchönen und hier noch näher zuſammengerückten Gebirgsſeiten, verkürzet den Weg unter fühlen und denken, bis man durch einen neuen belebenden Gegenſtand, die Pulvermühle, aus ſeinen Betrachtungen wieder geweckt wird. Sie liegt am linken Ufer der Weiſseritz, und man kann, vermittelſt eines Stegs, in gerader Richtung zu ihr gelangen.

Eine Pulvermühle iſt freilich in keinem Betracht ein anziehender Gegenſtand für den Freund der Natur und ſanfter ländlicher Gefühle; auch erregt eine ſolche Nachbarſchaft, ſchon den Namen nach, Furcht und Beſorgniſs. Urſprünglich war ſie ein Kupferhammer, der freilich hier ein willkommener und auch der Gegend angemeſſener Bau war. Als ſolcher würde er, zumal wenn man ihm eine pittoreskere Auſsenſeite gegeben, der Gegend ſtets zur Zierde gereichen. Doch würde auf dieſem Platze auch bloſs ein kleiner Meierhof mit ſeinen Wirthsſchaftsgebäuden, ſo ländlich als möglich gruppirt, eine gefällige Anſicht gewähren, und könnte ja ſelbſt mit dem Hammer verbunden ſeyn. Der umliegende Bezirk iſt geräumig, und verſpricht hinlängliches Futter für mehrere Kühe, weil hier die linke Bergwand ſich öffnet, und hinter der grünenden Schlucht eine ergiebige Grasflur geahnet werden kann. Gewiſs würde dann dieſe friedliche Wohnung ein einladender Ort für alle Spaziergänger ſeyn, zumal da das dahinter liegende Thal ſich ziemlich weit erſtreckt, und eine ſehr anſehnliche Pflanzung von Obſtbäumen enthält, die nach Koſchitz gehört.

Von der Lage der Pulvermühle führt der Weg noch immer zwiſchen dem majeſtätiſchen Felſengurt und der Weiſseritz hin, und jenſeits derſelben läuft die linke Felſenwand faſt immer in paralleler Richtung, doch unter beſtändiger Krümmung fort. Zur Rechten erblickt man einen Dölzſchener Weinberg,

unter welchem, im Schatten einer Lindenparthie, der Brunnen quillt, aus welchem ſich die Dölzſchener Bauern mühſam verſorgen.

Es iſt ſehr natürlich, daſs die Weiſseritz, welche das ganze intereſſante Thal durchflieſst, zu der Annehmlichkeit deſſelben ungemein viel beiträgt, weil ſie es mit ihrem Gewäſſer belebt und das Daſeyn der verſchiedenen Mühlen veranlaſst hat. Sie kömmt aus dem hohen Erzgebirge wild und ſchäumend herab; doch hat ſie im ruhigen Thale jene Wildheit verlohren, und zeigt ſich hier nur in behender Lebendigkeit. Bloſs zuweilen, wenn andere Berggewäſſer ſie aus ihrem Bette verdrängen, bricht ſie aus dem vorigen Ungeſtümm wieder hervor, und erinnert an jene Gewalt, mit welcher ſie vormals die Gewölbe dieſes Grundes erſchütterte. Von Seiten des Nutzens iſt ſie, wegen des anſehnlichen Mühlenertrags, ein bedeutender Gegenſtand geworden. Auſserdem liefert ſie jährlich auf ihrem Rücken einige tauſend Klaftern Holz in den Holzhof vor Plauen, und, ohne die kleinern gemeinen Fiſche zu rechnen, auf zwanzig Schock ſchöne Forellen aus ihrem Schooſe, in welchen ſich zuweilen aus der Elbe herauf auch einige Aale verirren.

So wie man dem Ausgang des tiefen Grundes ſich nähert, wo die beiden Gebirgsſeiten ſich allmählich zu erweitern beginnen und ſchon einige Fluren zu beiden Seiten der Straſse geſtatten, verliert man die Weiſseritz, die ſich noch eine Strecke an dem Gebirge zur linken hinſchmiegt, nach und nach ganz aus dem Geſichte. Das Auge bereitet ſich nun, ein neues Schauſpiel zu faſſen, das aus dem Hintergrunde, ſo wie von beiden Seiten hervortritt. Doch ehe wir in dieſe geräumige und reizende Landſchaft treten, wenden wir noch einmal den Blick auf die felſigen Maſſen zurück, die den romantiſchen Grund bilden, an deſſen Ende wir ſtehen, um den Grundſtoff derſelben nun näher kennen zu lernen.

Das Grund- oder Urgebirge des bisherigen Thals iſt auf beiden Seiten Sienit, und erſtreckt ſich vom Anfang deſſelben bis an den am Ende ſchon im Freien liegenden Eiſenhammer, oder zur rechten bis zur grünen Hoffnung,

wo das Gebirg ſich wendet, und zur linken bis über den Kulben oder Culm. Vormals begriff man dieſe Felſenart mit unter dem Namen Granit: da er aber Hornblende enthält, und auf dem Granit, ja ſelbſt auf ſpätern Gebirgsarten, nämlich über den Gneuſs und Porphyr gelagert vorkömmt, überdieſs noch in andern Stücken vom Granit abweicht, ſo hat ihn der Herr Bergcommiſsionsrath Werner in Freiberg von dieſem unterſchieden, und ihm ſeinen alten Namen Sienites wiedergegeben, weil er vormals bei der ägyptiſchen Stadt Siena gebrochen und zu Kunſtwerken verbraucht wurde, dergleichen noch mehrere vorhanden ſind, und wovon ſelbſt die Dresdner Antiken - Gallerie drei ſchöne Löwen enthält. Dieſe Felſenart iſt, wie auch noch jene Werke beweiſen, von ſo erſtaunlicher Feſtigkeit, daſs man ſich über die Gewalt des Waſſers, die ihn geſprengt hat, noch mehr wundern müſste, wenn nicht ſeine Schichten eine ſolche Richtung hätten, daſs Feuchtigkeit zwiſchen dieſelben eindringen kann. Geſchieht es nun, daſs dieſelbe bei harten Wintern gefriert und das Eis ſich ausdehnt, ſo ſprengt es die oberſten Schichten los, die alsdenn bald oder ſpäter von der Höhe herabſtürzen. Ehemals war der ganze Grund mit ſolchen losgeriſſenen Felſenſtücken angefüllt; jetzt ſieht man dergleichen noch vornen beim Eingang zur Rechten der Weiſseritz, hie und da auf den Höhen, und wenn man beim Ausgang jenſeits des Fluſſes am Fuſse des Kulben hinweggeht.

Die tiefe Entblöſsung dieſes Gebirges und die mancherlei merkwürdigen Gänge, welche daſſelbe durchſetzen, können einem Jeden, der mit der Bergkunde noch unbekannt iſt, eine deutliche Vorſtellung von dem innern Bau der Gebirge geben, und ihn belehren, was eigentlich Gänge ſind, welche in den Tiefen der Gebirge die Schätze der Erde enthalten. Unter dieſen ſind hauptſächlich zwei Wackengänge beim Schweizerbette merkwürdig, die in älteren Zeiten, wo man überall Gold und Silber vermuthete, zu ſonderbaren Fabeln Veranlaſſung gegeben haben.

In dieſem Sienit kommen kleine Kryſtalle von der Gröſse einer Viertellinie bis zu einem Viertelzoll vor. Dieſs ſind verſchobene vier- und gleichſeitige Säulen, die an beiden Enden ſehr zugeſchärft ſind. Die Zuſchärfungsflächen ſind auf die ſtumpfen Seitenkanten aufgeſetzt, und die äuſsern Flächen glatt

und glänzend von Glasglanze. Herr Professor Hunger fand diese nämlichen Krystalle in einer Bergart bei Passau, die, nach der Beschreibung, ebenfalls Sienit ist, und schickte sie dem Herrn Professor Klaproth, welcher sie chemisch untersuchte, und ein ganz neues bisher unbekanntes Metall in ihnen enthalten fand, welches er *Titanium*, diese Krystalle selbst aber *Titanit* genannt hat. *) Ausser demselben kommen, mit ihm zugleich, in diesem Sienit an einigen Orten kleine, jenem an Farbe ähnliche Granatkrystalle vor. Sie sind von der Grösse einer Linie bis zu zwei Linien und sechsseitige Säulen mit vier Flächen zugespitzt. Mit blossen Augen kann man den Titanit und Granat nicht so leicht unterscheiden, weil die Krystalle so klein sind; allein da der Granat sehr hart ist, keinen Strich giebt, und geglüht vom Magnet gezogen wird, so kann er dadurch sehr leicht erkannt werden. — Beide, sowohl den Titanit und die Granatkrystalle entdeckte der Herr Inspektor Köhler allhier.

Über diesem Sienitgebirge, an beiden Thalrändern hin, sieht man drei merkwürdige Lagen von Flötzgebirgsarten über einander, die den Naturforscher in ein angenehmes Erstaunen setzen. Sie enthalten die augenscheinlichsten Beweisse, dass diese Gegenden von den Fluthen des Meeres überschwemmt worden sind weil sie eine Menge Seegeschöpfe zurückgelassen haben.

Die erste dieser Lagen, welche bei Koschitz und Dölzschen auf dem Sienit liegt, ist ein hohes Sandsteinflötz, welches an ersterm Orte, horizontal geschichtet, gegen vierzig Ellen aufsteigt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass es von den Meergewässern hier abgesetzt worden, weil es auf beiden Seiten eine unzähliche Menge versteinerte Muscheln enthält, die besonders in der Gegend von Dölzschen von vielerlei Arten sind. Die oberste Schicht dieses Sandsteins, sowohl in den Steinbrüchen am Rande des Grundes, als in den Koschitzer Feldern, ist mürbe und taugt nichts zum bauen; allein die folgenden Schichten sind desto fester, nur zum brechen wieder zu kostspielig. Die schöne Brücke am Eingang des Thals ist aus diesem Sandstein erbaut. Zu Gebäuden, welche der zerstörenden Witterung mehr als gewöhnlich ausgesetzt sind, wäre er vorzüglich zu empfehlen; denn da er schon so fest auf dem

*) Man sehe seine Beiträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper. S. 245. u. fg.

Lager ist, so würde er, gleich andern weicheren Sandsteinarten, vom thonigen Bindemittel an der Luft nur gröſsere Festigkeit erhalten.

Über diesem Sandsteinflötze liegt sowohl bei dem Dölzschener Weinberge, der sich am Bornberge befindet, als auf der Koschitzer Seite ein Sienitgeschiebe, was zwei bis vier Ellen hoch ist. Es besteht aus lauter zertrümmerten Sienitstücken, die wegen ihrer abgerundeten Form lange vom Wasser müssen herumgetrieben worden seyn, beinahe verwittert und mit vielem sandigen Thone verbunden und aufgesetzt sind. Man denke sich die Gewalt der Fluten; die einen so harten Felsen in Stücke von anderthalb Schuh bis zur Gröſse einer Nuſs zertrümmert und bis hierher gewälzt haben.

Auf diesem Conglomerate liegt nun ein Steinmergelflötz, in hiesigen Gegenden Pläner genannt, daſs sich aus der Tiefe des Elbthals, zu beiden Seiten des Grundes bis Koschitz und Dölzschen, wo es sich endiget, in horizontalen Schichten hinaufzieht. Jede dieser Schichten ist zwey Ellen dick, und wieder in drei, zuweilen auch in vier Bänke abgelöset. Diese Bänke sind wieder in viereckigte Stücke abgesondert, theils zu einer halben Elle hoch und eine Elle lang und breit, theils in gröſsere Tafeln von einer Elle hoch und darüber, zwei bis dritthalb Ellen lang und gegen zwei Ellen breit. Sowohl seine Festigkeit als seine natürliche Ablösung machen ihn zu einem sehr bequemen Baustein; daher auch umliegende Dörfer Steinbrüche in demselben angelegt und zu ihren Bauten benutzt haben. Besonders werden hier von diesem Pläner viel sogenannte trockene Mauern, ohne Kalk und Lehmen, um Gärten und Weinberge und an Hohlwegen aufgeführt, weil bei der ebenen Lage des Steins die Mauer durch ihre eigene Last fest steht und wenige Kosten verursacht. Auch er ist mit einer Menge versteinerter Muscheln, aus dem Grunde des Meeres, vermischt.

Überhaupt wird man wohl nicht leicht einen Bezirk von so unbedeutendem Umfang antreffen, der eine so groſse Menge von beinahe allen Arten von Muscheln enthielte, als hier beisammen gefunden werden. Die groſse Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit derselben gab vormals, als Versteinerungen noch ein Lieblingsgegenstand der Naturaliensammler waren, zu groſsen Sammlungen

Anlafs, und man trieb einen ziemlichen Handel damit. Der Plauifche Mufchelftein, wie man ihn nannte, wer allen folchen Naturliebhabern bekannt. Kelk, Schulz, und befonders Hofmann und Kretfchmar, lieferten Schriften darüber, und man erftaunt über die Menge und Verfchiedenheiten diefer verfteinerten Mufchelarten, wenn man die befonders von letztern gelieferten Verzeichniffe liefet. Es befinden fich dergleichen in allen drei Flötzgebirgen, die vorher befchrieben worden find. Am leichteften find fie aus dem Pläner, fowohl bei dem Schweizerbette nach Dölzfchen zu, als bei der Krähenhütte und dem grofsen Steine über dem Hegereuter zu erhalten, wo man die Erde nur wegfcharren darf, um ihrer in Menge habhaft zu werden. Doch findet man fie auch in der unterften Schicht des Pläners, in der Schlucht bei der Bufchmühle und in den beiden Kofchitzer Steinbrüchen am Rande des Grundes über der neuen Mühle. Die fchönften aber befinden fich in dem Conglomerate zwifchen dem Pläner und Sandftein; nur find fie, fo wie die aus dem Sandfteinflötze, fehr fchwer herauszuarbeiten. Letzteres enthält dergleichen in feinen unterften Schichten eine unendliche Menge. Man darf nur, um fich davon zu überzeugen, der neuen Mühle gegenüber, in das Gebüfch am Berge hinuntergehn, wo man gegen vier Ellen hohe Sandfteinklippen hervorftehen fieht, welche dicht voll verfteinerter Mufcheln find. Diefer Sandftein war es auch eigentlich, was man den Plauifchen Mufchelftein nannte.

Diefe merkwürdigen Flötze und die darin fo häufig vorkommenden Seemufcheln, dergleichen fich nur im Grunde des Meers befinden, enthalten die augenfcheinlichften Beweife, dafs die Fluten des Meers, vielleicht zu verfchiedenen malen, über diefe Höhen hinweggegangen find. Solcher Beweife finden fich bei Verfolgung des Grundes noch mehrere. Hier zeigen uns die bisherigen noch überdiefs; dafs die beiden Gebirgsfeiten, die das intereffante Thal, welches wir durchwandert haben, bilden, wegen der genauen Übereinftimmung der erwähnten Gebirgsarten, nur eine einzige ungetheilte Fläche gewefen, die erft durch die Gewalt des Waffers zerfprengt und nach und nach, bis zu der jetzigen Tiefe, ausgehölt worden ift. Erwägt man nun dabei die erftaunliche Härte diefes Urgebirges, fo erftaunt man noch mehr über das fürchterliche Ereignifs, deffen Zeitpunkt in der dunklen Vorwelt verfchwindet.

Dieſe merkwürdigen Flötze und die darin ſo häufig vorkommenden Seemuſcheln, dergleichen ſich nur im Grunde des Meeres befinden, enthalten die augenſcheinlichſten Beweiſe, daſs die Fluten des Meers, vielleicht zu verſchiedenen malen, über dieſe Höhen hinweggegangen ſind. Solcher Beweiſe finden ſich bei Verfolgung des Grundes noch mehrere. Hier zeigen uns die bisherigen noch überdieſs, daſs die beiden Gebirgsſeiten, die das intereſſante Thal, welches wir durchwandert haben, bilden, wegen der genauen Uebereinſtimmung der erwähnten Gebirgsarten, nur eine einzige ungetheilte Fläche geweſen, die erſt durch die Gewalt des Waſſers zerſprengt und nach und nach bis zu der jetzigen Tiefe ausgehölt worden iſt. Erwägt man nun dabei die erſtaunliche Härte dieſes Urgebirges, ſo erſtaunt man noch mehr über das fürchterliche Ereigniſs, deſſen Zeitpunkt in der dunklen Vorwelt verſchwindet.

Welcher Stoff zu Betrachtungen vereinigt ſich hier zugleich mit ſo vielen Naturſchönheiten! Wie weit intereſſanter werden dieſelben bei öfterm Genuſſe durch Geiſtesbeſchäftigung, wozu man von allen Seiten ſo wichtige Veranlaſſungen findet! Das ſchöne Gewand, was die innere Beſchaffenheit dieſer Gebirgsarten deckt, reizt um ſo mehr, es von denſelben hinwegzuſchieben; aber es dient auch dann der erregten ernſten Empfindung wieder zur angenehmſten Erholung.

So wie ſich der Ausgang des bisherigen Grundes allmählig erweitert, erblickt man eine reizende Gegend von anderer Art, die nun dem Auge von allen Seiten entgegen kömmt. Das felſigte Thal iſt auf einmal in eine breite fruchtbare Aue verwandelt, von ſchön gruppirten Hügeln, auf welchen man Anbau und ungezwungene Natur im traulichſten Bunde erblickt, überall umgeben, und der ferne Hintergrund läſst aus dem Schluſse der Berge eine Oeffnung erwarten, die aus derſelben wieder hinausführt. Dieſs alles bildet ein liebliches Ganze, eine kleine abgeſonderte Welt, welche der Einbildungskraft ein neues Gebiet zu ſchwärmeriſchen Schöpfungen darbietet, die der Empfindung einen ſtets willkommenen Genuſs gewähren.

Das schöne Schauspiel, was ringsumher unsern Augen sich aufdrängt, zerfällt bei jeder Wendung in neue Landsehaftsgemälde, unter welchen viele von malerischer Bedeutung sind, und alle durch ihre anziehende Schönheit erfreuen. Der stille Ernst der Natur, den wir im verlassenen Grunde erblickten, entfaltet sich hier in lächelnden Reiz. Die merkwürdigen Felsenwände, die wir betrachteten, schieben sich hier auf eine ungleiche Art und weit aus einander. Dort wurden wir nur eine sparsame Bekleidung an ihnen gewahr; hier erscheinen sie meist in einem reichern Gewande, bald von der Natur, bald von den Händen der Menschen geschmückt. Die geräumige Ebene, die sie in ihrer Mitte gelassen, dient überall zu einem glücklichen Standpunkt, die aufgestellten Naturparthien und jede einzelne Schönheit derselben wahrzunehmen und bequemer zu überschauen. Ein herrlicher Teppich von grünenden Fluren breitet sich über sie hin, und zieht sich noch hie und da an den sanfteren Höhen, oft bis an ihre Gipfel, hinauf, wodurch der wellenartige Schwung ihrer gefälligen Formen noch grösere Anmuth gewinnt. Nur hie und da verschmäht ein steiles hervortretendes Gebirge diesen freundlichen Schmuck, oder gestattet ihn höchstens zu seinen Füsen, um blos durch Kühnheit und Würde interessant und erhaben zu seyn. Dieser angenehme Contrast bemächtiget sich unserer Empfindung wechselsweise. Das Kühne und Erhabene rührt sie tiefer und stärker; das Sanfte und Reizende gewinnt sie auf immer. Aber so wie die verschiedenen Charakter der Berge einander heben und anziehend machen, so belebt auch eine Regung unsrer Empfindung die andere, und vergnügt sie durch wechselnden Genuss.

Das erste Gemälde, was dem Auge sich darbietet, sobald man den Eisenhammer im Rücken hat, ist die

ANSICHT VON POTSCHAPPEL.

Die Gruppirung der Berge und die am Fuse derselben hervorschimmernden Gebäude versprechen sogleich eine anmuthige Lage und reizen zu Aufsuchung eines glücklichen Standpunkts, um es freier und ohne Dazwischenkunft der mancherlei Bäume, die es, vom Wege gesehen, zur Hälfte verdecken, noch in der Entfernung überschauen zu können. Dieser Standpunkt findet sich bald,



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Ansicht des herrschaftlichen Hausses zu Potschappel.

wenn man vom gewöhnlichen Wege seitwärts zur linken sich wendet, um die vorliegenden Bäume zur rechten vor sich hin zu bekommen. Man wird daselbst überrascht, eine alte Bekannte, die Weisseritz, wieder zu finden, die hier einen ziemlichen Bogen bildet, und der Landschaft, die wir eben betrachten, zu einer Art von Einfassung dient.

Das geräumige Landhaus, was wir vor uns erblicken, ist das herrschaftliche Wohngebäude dieses so schön gelegenen Ritterguths, was schon seit mehrern Jahren den Grafen von Hagen gehört. Von den Häusern des dicht daran stossenden Dorfs erscheinen aus diesem Gesichtspunkte nur einige; die übrigen sind durch Bäume verdeckt. Hinter demselben erhebt sich ein anmuthiger Berg, dessen vordere Seite steil und gröstentheils nackt, die linke hingegen, die wir hier vor uns erblicken, mit Bäumen bewachsen ist. Vor demselben, weiter zur linken, ziehen sich allmählig andre anmuthige Höhen empor, und zwischen diesen und dem Potschappler Berge erhebt sich der breite Rücken des Windbergs, des höchsten im ganzen Bezirke, den wir noch später von einer interessantern Seite zu sehen bekommen. Das Ganze bildet ein angenehmes Landschaftgemälde und eignet sich zu manchen Verschönerungen, wie man denn auch von weitem einige kleine Lustgebäude erblickt, die ein Verlangen erregen, sich ihnen zu nähern. Der breite Anger, der zwischen dem Herrngebäude und der Weisseritz liegt, würde durch einige schicklich zerstreute Klumps von Bäumen und Büschen ein gefälligeres Ansehn bekommen, wenn nämlich damit nach Willkühr geschaltet werden könnte, und diese kleine Verschönerung würde selbst für das Vieh in der Hitze des Sommers von wirklichem Nutzen seyn.

Zur linken dieser beschriebenen Landschaft erscheint uns ein angenehmes landwirthschaftliches Bild, das zwischen dem Koschitzer Kulben und den sanfteren Bergen von Potschappel sich amphitheatralisch hinaufzieht, und oben mit der Lage von Koschitz fast einerlei Höhe gewinnt. Die Ebene tritt jedoch von hier noch eine ziemliche Strecke hinein, und ist mit beträchtlichen Wiesen bedeckt. Unstreitig würde die schönste Natur ihren anziehenden Reiz bald für uns verlieren, wenn nicht der Anbau des Boden umher, wenigstens in einiger Nähe ihr erst ein Gepräge von dauerhafter Geniessbarkeit gäbe. Es liegt in der Beschaffenheit unsers Gemüths, uns in Gedanken überall anzusiedeln, wo die

Schönheit der Gegend uns anspricht, ihr unsere Empfindung zu öffnen; aber wir betrachten eine reizende Naturparthie nur als einen höchst willkommenen Nachbar, den wir zuweilen besuchen können, um eine frohe Erholungsstunde mit ihm zu feiern. Die edleren Sinne vergnügen sich nur, wenn die ersten Bedürfnisse ihre volle Befriedigung haben, wenn Befreiung von drückenden Sorgen und sicherer Wohlstand uns Freiheit gestatten, den höhern Anforderungen unsers Gemüths Genüge zu leisten. Daher ist von den ärmern Landbewohnern der Sinn für Naturschönheiten seltener zu erwarten, als von den begüterten. Ihr einziges Augenmerk ist auf den beabsichtigten und unentbehrlichen Nutzen gerichtet, und eine Gegend ist schön für sie, wenn sie einen fruchtbaren Boden hat, auf welchen alle Getreidearten vortreflich gedeihen und für ihr Vieh ein fettes und häufiges Futter aufwächst. Zwar mangelt es ihnen nicht gänzlich an diesem Gefühl für das wirkliche Schöne in Gegenden; doch ist es gewöhnlich minder gebildet und jenen wesentlichen Bedingungen immer nur untergeordnet. Im Grunde verlangen wir alle das nämliche, wenn auch nicht immer aus gleich erheblichen Bewegungsgründen. Der Anbau des Bodens giebt jeder Gegend ein belebtes und wirthliches Ansehn und das eigentliche Gepräge des Ländlichen, was, mit allen seinen mannichfaltigen Beziehungen auf längere Zeit an den natürlichen Reizen fest hält, als es vielleicht, bei öfterm Genusse, sonst dauern würde. Wir wünschen uns in einer solchen Gegend zu wohnen, und dieser Wunsch setzt den Anbau derselben, der überdieſs weit gröſsere Mannichfaltigkeit und angenehme Contraste in sie hinein bringt, immer voraus. Es ist daher auch sehr zu empfehlen, die angebaute Natur in freie Gartenanlagen zu ziehen, oder doch wenigstens beide mit einander in Verbindung zu bringen; denn der ländliche Kunstfleiſs ist zwischen Natur und Kunst gewiſs ein vortheilhaftes und gefälliges Band.

Der fleiſsige Anbau des Bodens, den man in allen Theilen des Grundes, auf Höhen wie in den Ebenen, wahrnimmt, verschönert daher das ganze herrliche Thal nicht wenig, und macht es dem Naturfreunde viel angenehmer und interessanter. Seit dem siebenjährigen Kriege hat sich dieser Anbau beträchtlich vermehrt. Die Gegenden, welche wir vor uns erblicken, haben freilich den Vortheil, den Stadtdünger mit benützen zu können. Das erste Dorf, was auf der Höhe sich zeigt, und dessen Fluren hier unten im Thale mit den Fluren

von Kofschitz und Potfchappel grenzen, ift Birkicht, und weiter hinauf, beinahe in einerlei Höhe mit Kofschitz, liegt Gitterfee. Man bemerkt hier fchon ein etwas rauheres Klima, und diefe Rauhigkeit nimmt mit dem Steigen der Gegenden zu. Die Obftbäume, welche im Dorfe Plauen noch hohe ftarke Schäfte und grofse fich weit ausgebreitende Kronen erlangen, werden in der Lage von Gitterfee, fo wie, auf der andern Seite, von Dölzfchen und Pefterwitz, fchon etwas kürzer von Schäften und bekommen kleinere und dichtere Kronen: doch find fie auf diefen Höhen immer noch fchön und fruchtbar, und werden in Gärten und felbft auf Feldern allgemein angebaut. Allein in den noch höhern Gegenden, wie zu Somsdorf, Weifsig und Opitfch, bleiben fie niedrig und ftruppicht; daher man nur noch in Gärten hie und da einige Bäume erblickt. Der nämliche Unterfchied findet auch in Anfehung des Getreides Statt. Auf der vor uns liegenden Höhe tritt gewöhnlich die Erndte acht Tage fpäter ein als im Elbthal, und an den vorhin erwähnten Orten, fällt fie noch acht bis zehen Tage fpäter hinaus. Man kann daher gleichfam von unten herauf das Fortfchreiten der mähenden Sichel bemerken; doch gilt diefs alles nur von den Höhen, nicht von den Feldern, die in der Fläche des Grundes liegen. Aber die fpätere Erndte ift nicht der einzige Unterfchied, den das veränderte Klima hervorbringt: es hat auch auf das Getreide felbft beträchtlichen Einflufs, wiewohl der Boden zu diefer Verfchiedenheit mitwirkt. Auf diefer Seite des Elbthals und noch eine ziemliche Strecke nach Dölzfchen und Kofchitz hinauf, lagert fich das Getreide, wenn nicht eine ungewöhnliche Trockenheit einfällt, faft alle Sommer; es wächfst ftark in das Stroh, und der Rocken und Weizen bekömmt dickfchaalige Körner von einer dunkleren Farbe. Je weiter aber die Höhen fich heben, defto dünner wird nun der Halm, defto kürzer werden die Aehren und defto kleiner die Rockenkörner; dagegen find fie lichter von Farbe, und fchwerer, nach dem Scheffel gewogen, auch geben fie mehr und fchöneres Mehl. Selbft in der Fläche des Grundes bemerkt man in Abficht auf Klima eine kleine Verfchiedenheit. Das Getreide wächfst hier vortreflich, aber nicht fo fehr in das Stroh, wie in den vorliegenden Elbthale, und hat auch fchwerere und mehlreichere Körner. Selbft hier in den Ebenen fällt die Erndte zu ungleichen Zeiten. Um Potfchappel und die weiter rückwärts gelegenen Dörfer, Döhlen, Deuben und Hainsbach herum, ift es wärmer als in den übrigen Gegenden und Nebenthälern, daher man im Wachsthum des Getreides, oft nur

einige Schritte aus einander, einen merklichen Unterſchied findet. Dem ärmeren Theile der Bewohner des Grundes (worunter ich die Höhen jederzeit mit verſtehe) kömmt die verſchiedene Erndtezeit treflich zu ſtatten. Wer nicht in Kohlengruben arbeitet, geht gewöhnlich der Erndte nach, und man kann die Anzahl dieſer immer auf vierthalbhundert berechnen. Erſt ziehn ſie ins Elbthal hinab, denn folgen ſie der reifenden Saat die Höhen hinauf, und vom Herbſte bis zum Frühling dreſchen ſie dann bei den Bauern.

Eine groſse Beſchwerlichkeit der auf den Bergen liegenden Dörfer iſt der Mangel an Waſſer. Koſchitz und Gitterſee ſind in dem nämlichen Falle wie Dölzſchen. Zwar hat man angefangen Brunnen zu graben, aber ſie ſind nicht ergiebig genug; daher müſſen die Bauern von beiden Dörfern, beſonders im Winter, ihr nöthiges Waſſer aus den drei Quellen von Birkicht holen. Sie liegen am Fuſs des Gebirges und geben immerwährend und reichliches Waſſer. Sonderbar iſt es, daſs dieſes Waſſer auf ſeinem ganzen Laufe über die Wieſen, bis es ſich mit der Weiſseritz vermiſcht, ſelbſt in den härteſten Winter, niemals gefriert. Es raucht dann beſtändig, und iſt gewöhnlich auf beiden Seiten mit Vögeln beſetzt, weil ſie ſonſt nirgends ein offenes Waſſer zum Trinken finden. Eine andere Merkwürdigkeit auf den Birkichter Wieſen iſt ein Kohlenflötz, das nahe am Kulben ausſtreicht, aber bis jetzt nicht gebaut wird. Ich enthalte mich hier von dieſem mineralogiſchen Gegenſtande zu reden, um dann die Bemerkung über denſelben in der Folge zuſammen zu faſſen.

Wendet man ſich von der Anſicht der Birkichter Höhe und von der Weiſſeritz wieder nach der gewöhnlichen Straſse zurück, ſo ſieht man, auf der entgegengeſetzten Seite, über der breiten grünenden Fläche, von dem Berge der grünen Hoffnung an, der uns beim Ausgang aus dem engen Thale zur rechten blieb, bis zum Sauberge und dem höhern Burgwartsberge hin, ein anderes ſchönes und zum Theil ſich ziemlich ſteil erhebendes Gebirge vor ſich, was bei einer nähern Unterſuchung in jeder Rückſicht gewinnt. Wir betrachten hier nur was die Gegend an ſich und ihre Naturſchönheiten betrifft. Dieſer ganze Bezirk in der Höhe, von der Dölzſchener Grenze an, gehört nach Roſsthal und Peſterwitz, dem Herrn Geheimen Rathe von Nimptſch zuſtändig. Sie liegen beide weiter zurück und können aus dieſem Standpunkte nicht ge-

ſehen werden. Von dem durchgängigen Anbau des Rückens dieſes Gebirges erblickt man hier eben ſo wenig, ein ſchräges Stück bearbeiteten Boden ausgenommen, auf welchem der Herr geheime Rath einen Weinberg anlegt, der einen beträchtlichen Umfang erhält. Schon iſt oberhalb deſſelben, wo die Ausſicht vortreflich iſt, ein Theil des Gebäudes aufgeführt, das nicht bloſs zur Wohnung des Winzers, ſondern zugleich zu einem angenehmen Sommerhauſe beſtimmt iſt. Am Fuſse des Weinbergs nach der Schlucht zu, welche dieſen untern Theil der Roſsthaler Höhe vom Burgwartberg ſcheidet, iſt eine immer flieſsende Quelle, die ein ſüſses wohlſchmeckendes Waſſer giebt und den Schaafen zur Tränke dient. Weiter oben ſind lange und ſchöne Alleen von Obſtbäumen, die ſchon der Vater des jetzigen Beſitzers, der ſich um die Obſtbaumzucht ein wahres Verdienſt erworben, hier angelegt hat, und welche dieſer nun gut unterhält und erweitert.

Die Ausſicht vom Saume dieſes Gebirges iſt treflich. Weiter hinauf hat freilich das Auge einen noch weitern Geſichtskreis; aber unten am Weinberg überſieht man zugleich die ſchöne Mitte des Grundes und die gegenüber ſtehenden Höhen und Berge. Eine Art von Warte auf einem geſchmackvollen Weinbergsgebäude würde die nämliche Höhe erreichen, welche die obere Gegend hat, und die Ausſicht über die Gebirge hinweg bis zum Königſtein beherrſchen. Überhaupt wäre dieſe ganze niedere Gegend, ohne beträchtliche Koſten, und ohne dem Ackerbau den mindeſten Abbruch zu thun, gar ſehr zu verſchönern. Nichts als Wege und ſchickliche Pflanzungen, theils nach der Fläche herab, theils in der obern Gegend der Schlucht nach dem Burgwartberg zu, und einige wohl gewählte Plätzchen zum Ausruhn, wären hier nöthig, um der Lage des Weinbergs, der eine vortrefliche Ferne umfaſst, auch nahe Reize und ſchattige Wege zu geben. Wie ſchön wäre hier der kleine Quell, nachdem er oben ſeine Beſtimmung erfüllt, zu einem kleinen Waſſerfall in den Abgrund der Schlucht hinab, zu benutzen! Zur linken könnte ein Weg durch Gehölze allmählig ins Thal führen, um dem Freunde der Natur, der das Schöne überall aufſucht, zum Genuſs dieſer Pflanzung einzuladen; und oben um die ſich verlaufende Schlucht hinum, könnten ſchattige Gänge, bis hin zum Burgwartsberge, ſich krümmen, der wegen ſeiner herrlichen Lage vorzüglich eine weiſe Benutzung verdiente.

Dieser Berg hat den Namen von einer Burg, die Heinrich I. hier erbauet haben soll, um, wie an andern Orten, die Wenden damit im Zaume zu halten. Heinrich IV. nennt sie in einem Schenkungsbriefe: *Burgwardium Buistritzi;* er schenkte nämlich dem Stifte Meissen zwei Hufen Land in dem Dorfe *Liubituwa*, dem jetzigen Löbta, was am Wege vor Plauen zur Rechten liegt, und setzte hinzu, dass wenn etwas daran fehle, die Burgwart Buistritzi es ersetzen sollte. *) So wurde sie genannt, weil, wie Albinus in seiner Chronik berichtet, der wendische Gott Püstritz hier gestanden haben soll; und das nahe dabei liegende Dorf Pesterwitz, welches nachher ein Küchenguth des Bischofs von Meissen geworden, scheint ebenfalls seine Benennung davon bekommen zu haben.

Die Alten wählten zu ihren Burgen meist unzugängliche Berge, die schon an sich zu einer natürlichen Befestigung dienten und die noch ausserdem nöthigen Festungswerke erleichterten. Auch dieser Berg war ganz gemacht, eine Burg zu tragen. Von der Pesterwitzer Höhe ist er nördlich durch eine tiefe Schlucht getrennt, die gegen Westen zu ziemlich steil ansteigt; auf der Westseite trennt ihn, von Nordwest herein, eine andere Schlucht, die noch länger und tiefer ist, vom Sauberge, und aus dieser steigt er sehr steil an. Daher ist er auch auf dieser Seite, zumal da das Gebirge hier immer nachrollt und von der Sonnenhitze sehr ausgetrocknet wird, gar nicht bewachsen; die östliche Seite hingegen ist mit Gesträuchen und Dornen bedeckt. Auf dem Rücken des Bergs, von Nordwest nach der Kuppe gegen das Thal zu, sind vermuthlich zwei Zugbrücken gewesen; denn er ist hier zweimal sehr tief durchschnitten. Auf der Ostseite findet man noch, längs an dem Berge nach der Kuppe gegen das Thal zu, eine deutliche Spur von einem Wall oder Graben, der um so nöthiger war, weil hier der Berg nicht so steil ist und folglich erstiegen werden konnte; auf der Westseite hingegen, die ausserordentlich steil ist, scheint keiner gewesen zu seyn. Vornen auf der Kuppe, nach dem Thale zu, unterscheidet man noch ein paar kesselförmige Vertiefungen, davon die eine der Burgbrunnen gewesen, dessen Wasser man vor ohngefähr dreissig Jahren noch sehen konnte, jetzt ist er aber bereits seit mehrern Jahren verfallen. Von den Mauern der Burg ist, leider! keine Spur mehr vorhanden.

*) Dieser Schenkungsbrief ist von Rochlitz 1068 datirt, und befindet sich in der diplomatischen Nachlese der Historie von Obersachsen. V. Theil. S. 377.

Es ist in der That Schade, dafs die Ruinen dieser Burg, die dem Plauischen Grunde, von diesem Berge herab, zu einer interessanten Zierde gereichen würden, so gänzlich vertilgt sind. Man hat sie nach und nach abgebrochen und die Steine zum Bauen benützt. Die Kirche zu Pesterwitz soll davon errichtet worden seyn, und ein Bauer zu Potschappel von den letzten Trümmern derselben seinen Thorweg aufgebaut haben. Ich kann hier nicht unterlassen, den Wunsch zu äufsern, dafs selbst die späteren Schlösser, deren Alter nicht drei bis vier Jahrhunderte hinaus reicht, wenn man sie ja der zerstörenden Zeit überlassen will, doch wenigstens noch in ihren Ruinen erhalten würden. Es ist so interessant, solche Denkmäler einer frühern oder spätern Vorzeit vor Augen zu haben, und wir werden dadurch gereizt, uns in Gedanken in jene Zeiten zurück zu versetzen, und sie mit der gegenwärtigen in Vergleichung zu bringen. Daher geben sie jeder Gegend eine gewisse Bedeutung und tragen zu ihrer Verschönerung bei, wenn sie schon an sich selbst mit den schönen Ruinen des alten Italiens von keinen vergleichbaren Kunststyl sind. So wenig ich für die modernen Ruinen, zumal wenn sie eine unsern Gegenden fremdartige Bauart verrathen sollen, gestimmt bin, weil sie die beabsichtigte Täuschung schlechterdings nicht hervorzubringen vermögen, man müfste denn auf entfernten Höhen, welchen so leicht sich Niemand nähert, einen Augenpunkt wünschen; so wenig ich also, im Ganzen, dem Bau der Ruinen das Wort reden möchte: so würde, dünkt mich, doch hier eine Ruine, die ganz die Manier des Zeitalter jener berühmten und berüchtigten Burgen verriethe, zu errichten erlaubt seyn, da eine wirkliche Burg hier gestanden, und selbst der Name des Bergs die Täuschung glücklicher Weise verstärken hälfe. Es könnte wenigstens scheinen, als habe man die alten Trümmern benützt, um das Andenken zu bewahren. Von der Zeit selbst würden sie nach und nach ein Gepräge des Alterthums erhalten, und die Wiedererrichtung derselben würde sich endlich vielleicht aus dem Gedächtnifs der Menschen verlieren.

Doch ich darf nicht länger auf diesen Höhen verweilen, sondern eile zurück in das Thal auf die gewöhnliche Strasse, die durch dasselbe hindurch führt, um noch einmal auf die Ansicht der beiden Gebirgsseiten aufmerksam zu machen, und den Wanderer dann auf andere Gegenstände zu leiten. Der nämliche Weg bringt uns nun, an den Erlen, die das vorige Gemälde ziemlich verstecken, nahe hinweg, in

DAS DORF POTSCHAPPEL.

Es hat von innen ein so fremdartiges niederländisches Ansehn, dass ich es absichtlich unter die bildlichen Darstellungen wählte, welche diese Beschreibung begleiten sollten. Der schöne halbbewachsene Berg, der sich hinter demselben erhebt, macht das Innere seiner Lage noch malerischer und interessanter. Da es beinahe in der Mitte des Grundes liegt (wiewohl man hier, nach strenger Genauigkeit, den Weg nach Tharant noch nicht zur Hälfte vollendet hat,) und es zugleich der wichtigste Ort in diesem breiteren Theile des Thals ist, wo man eine wirthliche Aufnahme findet und die Schönheit der umliegenden Gegend bequemer geniessen kann: so konnte es schon aus diesen Gründen einigen Anspruch machen, unter die merkwürdigen Scenen des Grundes gerechnet zu werden. Das Ritterguth selbst war vormals, ehe es in die Hände des jetzigen Besitzers kam, von keinem grossen Belang; jetzt aber ist freilich der Werth desselben durch den von ihm eröffneten Kohlenbau beträchtlich gestiegen. Das Herrschaffsgebäude liegt jenseits der Weisseritz, dem Berge zur linken, in welcher sich auch das Wirthshaus befindet. Vorher liegt noch ein geräumiges Haus, für Fremde oder Einheimische zum Vermiethen bestimmt; und man muss gestehen, dass es ein beifallswürdiger Gedanke war, in einer so reizenden Gegend auch eine Sommerwohnung für andere zu bauen.

Sowohl der hervortretende Berg, als die nach Birkicht sich hinziehende Höhe, verbunden mit der herrlichen Aussicht umher, geben diesem ländlichen Aufenthalte einen hohen Grad von Annehmlichkeit. Auch hier liessen sich, unter den gehörigen Voraussetzungen, noch manche Verschönerungen machen, wiewohl der Herr Graf schon das und jenes gethan, die natürliche Anmuth in der Nähe zu heben, und das Ersteigen des Bergs zu erleichtern. Nicht weit



J. F. L. Oeser del. J. A. Darnstedt fc.

Das Dorf Potschappel mit der Aussicht auf den Berg.

von dem Wohnhause befindet sich auf einer völlig gerundeten Höhe ein geräumiger, mit Bäumen umgebener Platz, in dessen Mitte eine Art von offenem Pavillon steht, den man von weitem, wie man vielleicht beim Anblick des vorletzten Kupferblatts von selbst schon bemerkt hat, für ein chinesisches Bauwerk halten könnte, und der hauptsächlich bestimmt zu seyn scheint, in der Entfernung einige Wirkung zu machen. Dieser Platz ist um so willkommner, da man auf demselben, ohne eben durch vieles Steigen ermüdet worden zu seyn, am Rande desselben zwischen den Bäumen, einer reizenden Aussicht genieſst. In der Ebene gegenüber, nach der grünen Hoffnung zu, liegt eine sich ziemlich scharf abschneidende, und auf beiden Seiten fast gleich verlaufende, kleine Erhöhung, die durch irgend einen anspruchlosen Gegenstand, oder wenigstens mit schönem Gesträuche geschmückt, einen nahen gefälligen Augenpunkt gäbe.

Dieser runden Erhöhung zur rechten zieht sich ein Weg, den der Herr Graf, um ihm für die Zukunft Schatten zu sichern, auf beiden Seiten mit Bäumen besetzen lassen, hinter dem oben etwas bewachsenen Berge hinauf. Nachdem man eine Strecke gestiegen, schaut in der Höhe ein kleines Gebäude aus den Bäumen hervor, das bloſs zum Ausruhn und Schutz wider einen unerwarteten Regen bestimmt zu seyn scheint. Gleich hinter demselben, auf dem Rücken des Bergs, sind Felder, wodurch das kleine Gebäude, das ebenfalls einige Aussicht verschafft, ein angenehmer und heimlicher Ruheplatz zwischen Fluren und Waldung wird. Am Berge selbst läuft dann ein Weg, unter schattigen Bäumen, vorwärts in steigender Richtung allmählig hinauf, und umgürtet ihn gleichsam. Dieser wirklich bequeme Weg ist auf der steilen und nakten Vorderseite des Bergs mit einem Geländer umgeben, und leitet zu einer ansehnlichen Linde, unter welcher sich Bänke befinden, um der herrlichen Aussicht auf diese ganze reizende Aue und auf die gegenüber befindliche Bergseite in völliger Ruhe genieſsen zu können. Unstreitig gehört dieses Plätzchen zu den schönsten im Grunde, und wetteifert in Ansehung der Aussicht mit der Roſsthaler Höhe und dem Burgwartsberge. Wie viel gewänne der Anblick dieser treflichen Gegend erst dann, wenn auf dem eben erwähnten Berge eine alte Ruine, und auf der vorher genannten Höhe ein schönes Gebäude über dem friedlichen Weinberge stünde, noch weiter zur rechten aber einige wohlgrup-

pirte Berghütten die vordere Höhe belebten. Doch der Anfang zum Weinbergsgebäude ist schon gemacht, und schon hat auch der Herr Geheime Rath von Nimptsch einen Platz zu Wohnungen bestimmt, deren Bauart freilich von jedem Ansiedler selbst abhängt. Weiter hin am Horizonte sieht man die Thürme von Korbitz und Pesterwitz, so wie Altfranken, und in der Aue das Ritterguth Döhlen.

Hat man sich unter dem Schatten der Linde erholt und an der schönen Aussicht gelabt, so führet der Weg, mittelst regelmäſsiger Stufen in gerader Richtung auf die Spitze des Bergs hinan. Hier hat der Herr Graf, der weitern Aussicht zu Gunsten, eine Art von Pavillon errichten lassen, dessen Ausführung aber seiner lobenswürdigen Absicht freilich nicht ganz entsprochen hat. Das Auge beherrscht hier die ganze umliegende Gegend. Ich benütze diesen schicklichen Standpunkt, um von der innern Beschaffenheit der bisherigen nähern Gebirge das Nöthige nachzuholen.

Die ganze westliche Gebirgsseite von der grünen Hoffnung an, wo der Sienit sich verliert, bis über den Burgwartsberg und Sauberg hin, besteht aus Porphyr, so wie auch der Potschappler Berg, auf dem wir uns eben befinden. Auf der östlichen Seite ist er der einzige Berg von dieser spätern Urgebirgsart. Ihr ökonomischer Nutzen ist sehr gering, weil sie keinen schicklichen Baustein liefert. Von oben herein ist der Porphyr gewöhnlich in kleine Stücke zerklüftet, und daher bloſs zur Wegebesserung tauglich. Tiefer hinunter würde er zwar in gröſseren Stücken gebrochen werden, aber diese fallen wieder zu unbequem aus, um sie zum Bauen gebrauchen zu können. An Werke der Kunst läſst sich hierbei wohl noch weniger denken.

Auf der östlichen Seite ist das ganze Gebirge an dem breiten Thale hinweg, nämlich von Koschitz hinter dem Kulben an, wo sich der Sienit ebenfalls verliert, bis zum Berge hinter Eckersdorf, ein neues aufgeschwemmtes Schieferthongebirge, was sich einige tausend Schritte hinter dem Potschappler Berge hinwegzieht, und wegen der darin befindlichen Kohlenflötze überaus merkwürdig ist. Dieſs nämliche Flötz- und Conglomeratgebirge findet sich auf der westlichen Seite vom Sauberge bis zum Hirschberge. Gewaltige Fluten haben

es aus den Trümmern mehrerer Urgebirge hierher zusammen geschwemmt. Es ist aus einem kirschrothen und etwas dunkler rothen, oft sehr sandigem Thone über einander geschichtet, und enthält mitunter ziemlich hohe Lagen von Porphyrgeschieben und vielem versteinerten Holze. Wahrscheinlich ward es aus der obern Decke alter Gebirge und ihrer Wälder hier aufgesetzt, denen alsdenn ihre zertrümmerten Felsen nachfolgten, die den Backofenberg bis zum Hirschberge und den Berg hinter Schweinsdorf bis zu dem hinter Eckersdorf bildeten; denn diese Gebirge bestehen aus Gneuss- und vielerlei Arten von Porphyrgeschieben, von der Grösse einer Nuss bis zur Grösse einer Elle, sowohl in Ansehung der Länge als Dicke. Sie liegen aber dergestalt über einander, dass in den untern Schichten sich grober Sand und kleine Geschiebe befinden, hingegen nach oben zu immer grössere folgen. Da sich die erste Gebirgsart, das Schieferthongebirge, von Possendorf bis fast nach Braunsdorf, und also von Osten nach Westen, queer über das Thal, in einer Länge von beinahe vier Stunden, und in der Breite, von Koschitz bis Eckersdorf, fünf Viertelstunden erstreckt, auch übrigens ganz von Urgebirgen eingeschlossen ist: so muss nothwendig eine ungeheure Masse dazu erforderlich gewesen seyn, die grosse in den Urgebirgen liegende Tiefe damit auszufüllen. Wie beträchtlich dieselbe seyn müsse, lässt sich schon daraus ermessen, dass man in der Steinkohlengrube zu Burg, die am Fusse des, 470 Ellen über die Weisseritz erhabenen, Windbergs liegt, über 200 Ellen in die Tiefe hinunter noch immer auf kein Urgebirge stösst, worauf es doch aufgesetzt worden ist. Das ganze vor uns liegende breite Thal war also wahrscheinlich mit diesem Conglomerat ausgefüllt, wurde nachher, so wie die merkwürdigen Nebenthäler und Schluchten, die auf den Seiten zwischen diesen Gebirgen hereintreten, durch Gewässer gebildet.

Durch die Entblössung dieser Tiefen wurde nun die Entdeckung der vielen Steinkohlenflötze, die aus denselben in die Höhe steigen, möglich gemacht. Sie ziehen sich von Burg am Windberg herab, bis nach Zauckerode, und über Kleinhermsdorf hinauf, und es liegen davon oft mehrere über einander. Der gewöhnlichen Sage nach, entdeckte die Steinkohlen ein Kuhhirt zuerst auf den Kohlsdorfer Feldern, und fast auf eine ähnliche Weise, wie die Phönicier von ohngefähr auf die Erfindung des Glases geriethen. Er machte sich an einem

rauhen Tage auf dem Felde ein Feuer an; da aber der heftige Wind es immer wieder auslöschte, so suchte er eine Menge Steine zusammen, um damit eine Art von Mauer gegen den Wind zu errichten. Unter diesen Steinen befanden sich viele schwarze, die das muthige Pferd, welches er nebst den Kühen hütete, mit dem Hufe aus der Erde herausgearbeitet hatte. Sein Unternehmen gelang ihm; das Feuer brannte nun ruhig: aber mit grofsem Erstaunen bemerkte er jetzt, dafs auch seine Mauer in Brand gerieth und gröfstentheils von dem Feuer verzehrt ward. Er erzählte dieses Wunder sogleich seinem Herrn; allein er wurde ausgelacht. Den folgenden Tag wiederholte er den Versuch, und warf von diesen vermeintlichen Steinen einige mit in das Feuer, die eben so gut verbrannten, wie die am vorigen Tage. Diefs bewog ihn einige mitzunehmen; er zündete sie zu Hause in Gegenwart seines Herrn, der eben so wenig von Steinkohlen wufste, auf dem Heerde an, und überzeugte ihn nun. In welches Jahr aber die Entdeckung derselben in dieser Gegend gehört, ist unbekannt. Wahrscheinlich geschah sie im funfzehnten Jahrhunderte, ohne dafs jedoch damals davon Gebrauch gemacht wurde. Der Herzog und nachmalige Churfürst Moriz ertheilte im Jahr 1542 Hans Bienern ein Privilegium, zwischen Plauen und Tharant, eine Meile lang und breit, den Steinkohlenbau mit einer Gesellschaft zu betreiben: Die Unternehmung scheint aber nicht zu Stand gekommen zu seyn. Unter dem Churfürst August ertheilte das Bergamt zu Freiberg neue Erlaubnifs, zwischen Potschappel und Döhlen Kohlen zu suchen. Im Jahr 1612 entschied aber der Bergschöppenstuhl, dafs die Steinkohlen kein Regale wären und weder gemuthet, noch verzehndet, sondern von jedem Besitzer nach Gefallen gebauet werden dürften. Der böhmische Bergschöppenstuhl zu Joachimsthal wagte die Entscheidung nicht selbst, sondern überliefs sie dem Landesherrn.

Da mancher Leser vielleicht bei dieser Gelegenheit von der Entstehung der Steinkohlen etwas zu wissen verlangt, so darf ich die Meinungen der Mineralogen über diesen Gegenstand nicht ganz übergehen. Manche haben geglaubt, dafs sie aus einer, vom Wasser abgesetzten, staubartigen Schlammerde, die alsdann mit Erdöl durchdrungen worden, entstanden seien; Andere hingegen meinen, dafs sie blos von einem mit Vitriolsäure durchdrungenem Holze herrühren. Diese letztere Meinung hat unstreitig die meiste Wahrscheinlichkeit für sich

gewonnen, da man zumal an mehreren Orten Holz gefunden hat, das an der einen Hälfte noch ſeine wahre urſprüngliche Beſchaffenheit, Faſern, Jahrringe und Aeſte hatte, an der andern aber ſchon in eine vollkommene Steinkohle übergegangen war, ſo daſs man nicht die geringſte Spur von einer ehemaligen Holztextur mehr entdecken konnte. Einige Beiſpiele mögen dieſe Beobachtung hier unterſtützen. Vor einigen Jahren grub man zu Wehrau, in der Oberláuſitz, den Grund zu einem Gebäude, und kam auf ein Thonlager, das ganz mit wahren Holzſcheiten angefüllt war. Viele derſelben waren vierkantig und an Ecken und Kanten etwas gerundet; andere hingegen völlig rund, und voll Wurmlöcher: die meiſten aber mehr oder weniger in die vollkommenſte Pechkohle verwandelt, ſo daſs man an ihnen den Uebergang aus dem unveränderten Holze, das ſich wohl in die Länge, aber nicht in die Quere ſpalten lieſs, bis in die wirkliche Steinkohle, ſogar an einzelnen Stücken, deutlich wahrnehmen konnte. Einen eben ſo augenſcheinlichen Beweis findet man in einem Berge, der Meiſsner genannt, welcher ſechs Stunden von Caſſel, nicht weit von Hannöveriſch - Minden liegt. Hier befindet ſich ein groſses Steinkohlenlager: obenauf liegt eine Schicht Pechkohle; dieſer folgt eine andere von Braunkohle, an der man einige Holztextur wahrnimmt; unter dieſer eine dritte von bituminöſen Holze, an der man Faſern und Jahrringe ſieht; und in und unter derſelben liegt bituminöſe Holzerde. Ja es finden ſich eine auſserordentliche Menge von Steinkohlen darin, die offenbar beweiſen, daſs ſie ehemals Scheitholz geweſen; man kann ſogar an ſelbigen noch bemerken, ob ſie mit der Axt abgehauen oder mit der Säge abgeſchnitten worden ſind, und ſowohl Jahrwuchs als Aeſte und Rinde ſind noch ſehr deutlich daran zu erkennen.

In unſern hieſigen Steinkohlenflötzen finden wir zwar keine Stämme oder beträchtliche Stücke, die an dem einen Ende noch Holz und an dem andern in Steinkohle verwandelt wären; ſondern alle Flötze ſind ſo vollkommene Steinkohle, daſs man auf ihre Entſtehung aus Holz freilich nicht fallen würde: allein man trift doch kleine, mehr oder weniger der Steinkohle ſich nähernde, Stücke Holz und Splitter genug an, daſs man ſchon daraus ſchlieſsen kann, die Natur habe hier eben ſo, wie an den angeführten Orten, nur in einem weit ſtärkeren Grade gewirket; und Lehmann, deſſen Schriften bekannt ſind, führt dennoch einige Stücken Holz aus dem Peſterwitzer Steinkohlenwerke an,

die ihm selbst in die Hände gekommen, davon das eine auf beiden Seiten versteinert, in der Mitte aber zur Kohle geworden, und das andere zum Theil Steinkohle, zum Theil aber noch so wahres unverwandeltes Holz war, dass es sich gut schneiden liess. Dergleichen vorkommendes, noch unverwandeltes Holz nennen die Arbeiter Sprissellholz. Manches ist braun, anderes schon graulich-schwarz, von Pechglanz, und spröde wie Steinkohle; alle aber zeigen ihre ehemalige Textur, Fasern und Jahrringe. Doch trift man es nur in dem bituminösen Schieferthone, der in den Kohlenschichten liegt; daher sich auch begreifen läſst, warum es nicht ganz verwandelt wurde; denn der Thon, der es umgab, hielt die Vitriolsäure davon ab, so dass seine gänzliche Auflösung nicht vollendet werden konnte.

Dass die Vitriolsäure im Stande sei, ein Holz ganz zu durchdringen und zu zerstören, so dass auch seine ehemalige Textur nicht mehr wahrzunehmen ist, sieht man schon aus der allgemeinen Erfahrung, wenn man dieselbe auf Holz träufeln läſst. Der Tropfen frisst sich sogleich ein, und macht es, so tief er eingedrungen ist, mürbe. Man denke sich nun, was eine grosse Menge derselben die das ganze Holz durchzieht und lange in dieser Nässe erhält, zu bewirken vermögend ist. Beweise davon, dass die Vitriolsäure bei hiesigen Flötzen in Menge vorhanden gewesen, sind die häufig in ihnen liegenden vitriolsauren Körper, als Gyps, Alaun und Schwefelkies, auch häufiger Vitriol selbst, der vorzüglich im Potschappler- und Burgerkohlenflötze, theils gediegen, theils in zolldicken Trumen, und krystallisirt, in dem bituminösen Schieferthone vorkömmt, in Klüften der Kohlen selbst als Überzug aufliegt, und an beiden, sowohl in der Grube, als auch besonders an der freien Luft sehr häufig ausschlägt; daher nun auch der Herr Graf von Hagen, dem Berge zur linken nach Birkicht zu, ein eigenes Vitriolwerk errichtet hat. Die schlechten Kohlen, welche mit bituminösem Thonschiefer gemengt sind, und die Decke und Sohle vom Kohlenflötze, welche man ehemals wegwarf, wurden nun herausgeschafft, und der freien Luft in Haufen einige Zeit ausgesetzt. Der Vitriol schlug hierauf sehr häufig aus und die Stücke zerfielen; alsdenn wurden sie in Wasser ausgelaugt, und diese Lauge in bleiernen Pfannen zu einem vortreflichen Eisenvitriol gesotten. Dieses Vitriolwerk ist nun in vollkommenen Gange, und man behauptet, dass in einer Zeit von drei Monathen fast 300 Centner ausge-

bracht worden. Die Pesterwitzer und Zauckeroder Reviere haben sich dieses Vortheils nicht zu erfreuen, weil ihre Kohlenflötze alaunhaltig und folglich dazu nicht brauchbar sind.

Das Erdöl oder Erdfett, welches der ersten Meinung zufolge, die feine Schlamm- und Thonerde in Steinkohle verwandelt haben soll, ist wahrscheinlich erst durch die Verwandlung hervorgebracht worden, und nichts anders als ein durch Vitriolsäure aufgelöstes Harz, das sich in dem Holze befand, und das nicht allein in mehrern englischen Gruben ans den Schichten der Steinkohlen rinnt, sondern auch aus allen vollkommenen Steinkohlen als Oel oder Theer geschieden werden kann. Das Oel wird zu einigen Farben gebraucht; der Theer aber ist für Grossbrittannien von grosser Wichtigkeit, weil es nun den nordischen Holztheer für seine Marine entbehren kann, und weil der an dessen Stelle getretene Steinkohlentheer die Schiffe zugleich vor dem nachtheiligen Seewurmfrass bewahrt, der sie besonders im mittelländischen Meere und innerhalb dem Wendekreiss in kurzer Zeit zu Grunde richtet. Einen andern sehr grossen Vortheil für Grossbrittannien, gewähren auch die von Vitriolsäure und Oel befreiten Kohlen, mittelst welchen man nun ein vortrefliches Eisen schmieden kann, das dem besten nordischen gleich kömmt; da hingegen man vormals bei dem Gebrauch der Steinkohlen ein sehr sprödes Eisen bekam, und daher erstaunliche Summen für besseres nach Schweden schicken musste, die sich nun aber beträchtlich vermindert haben.

In Schlesien und in der Graffschaft Wied-Runkel, schwefelt man die Steinkohlen jezt ebenfalls ab, aber ohne vom Oel und der Säure, die man in Dämpfe aufsteigen lässt, Nutzen zu ziehen. Dadurch werden die Kohlen zum Schmelzen der Erze, für Fabriken und die häusliche Wirthschaft brauchbar: sie geben eine fünfmal stärkere Hitze als die besten Holzkohlen, und behalten wenig mehr von ihrem vorherigen Geruch. Herr Clauss, in Kohlsdorf, machte vor einigen Jahren ebenfalls eine wohlgerathene Probe damit, setzte es aber nicht fort.

Vormals bauete man diese Steinkohlenflötze nur an den Örtern ab, wo sie zu Tage herauskommen. Dieser Bau verursachte wenige Kosten. Nun aber, da

die Flötze nach ihrer Höhe herauf abgebaut sind, muss man sie nach der Tiefe hinunter verfolgen, wodurch freilich der Bau schwieriger und kostbarer wird, weil das Wasser, welches über Tage hinein dringt, in den Gruben sich sammlet. Um nun die Wasser aus den Kohlengruben abzuleiten, hat man sich genöthiget gesehen, Stollen zu treiben. Die Herren Clauss haben von dem Zauckeroder Bach an, durch den Sauberg durch, einen Stollen bis in ihre Reviere von Pesterwitz und Kohlsdorf gebaut, der ihnen schon gegen 30,000 Reichsthaler kostet. Von der Weisseritz aus, nach dem Geiersgraben zu, ist ebenfalls ein Stollen getrieben, um die Wasser, welche sich in die Kohlengruben beim Vitriolwerke sammlen, lösen zu können. Unterhalb Burg, von der Schlucht aus, die durch dieses Dorf hereinkömmt, geht wieder ein Stollen gegen dem Burger Steinkohlenflötze zu, um die Wasser aus den dasigen Gruben abzuführen; und ein neuer wird nun von Grossburg aus nach Kleinburg hingeführt, weil man das sich von ersterm nach letzterm hinaufziehende Kohlenflötz ebenfalls abzubauen anfängt. Ausser diesen Stollen hat man noch Wasserkünste zur Hebung der Wasser in den niedern Gegenden anlegen lassen, davon sich die eine zu Zauckerode befindet, die andere, welche nicht längst erst gebauet ist, uns bei Verfolgung des Weges aufstossen wird.

In den Flötzen, wo man Stollen getrieben hat, wird der Abbau der Kohlen sehr regelmässig betrieben; allein die Bauern, welche auf ihren Grundstücken Kohlen graben und weder Stollen nach Maschienen anlegen können, müssen sogleich aufhören, wenn sich Wasser einfinden, und dieselben ersaufen lassen. Hierdurch werden die Nachbarn verhindert, ihre Schachte nahe an solche ersoffene Gruben zu treiben, um nicht Wasser hinein zu bekommen. In solchen Revieren muss daher immer ein grosses Stück Kohlenflötz liegen bleiben, das aus obiger Ursache nie abgebauet werden kann.

In Burg ist die Art des Abbaues überaus merkwürdig. Gegen 160 Ellen unter der Erde, nach dem Windberge zu, ist in einem Bezirke von ohngefähr 800 Ellen, das Flötz, welches daselbst 14 Ellen hoch ist, abgebauet, und in diesem Bezirke glaubt man sich in einem unterirrdischen Labyrinthe zu befinden; denn man hat Pfeiler von drei bis vier Ellen in der Stärke stehen lassen müssen, damit die Decke nicht einstürze.

Betrachtet man diese Kohlenflötze nach ihrer Lage und nach dem, was unter ihnen, in ihnen und auf ihnen vorkömmt, so kann man mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs eine grofse Wasserfluth das dazu nöthige Holz hier abgesetzt haben müsse. Sie liegen, wie schon bemerkt worden, unter einem Flötzgebirge, das sich von Osten nach Westen, queer über das Thal, vier Stunden in die Länge, und von Koschitz bis Ebersdorf fünf Viertelstunden in die Breite erstreckt, und lauter Urgebirge zu Grenzen hat. Die grofse Tiefe, die zwischen denselben gewesen seyn mufs, ist sichtbar mit den Trümmern anderer Gebirge ausgefüllt worden. Was uns hiervon durch die Kohlenschachte bekannt geworden, ist folgendes.

Über dem dritten Kohlenflötze, (denn die Grundlage desselben ist bis jetzt noch nicht untersucht worden,) liegt ein Sandsteinflötz, das von gelblich-grauer Farbe, ziemlich fest und dreifsig Ellen hoch ist. Aller Sandstein ist, wie bekannt, durch das Wasser entstanden; denn fast überall findet man, so wie hier und bei Pirna, viele versteinerte Muscheln darin, dergleichen nur im Meere erzeugt werden. In diesem Flötze, was über den Kohlen liegt, hat man zwar noch keine Muscheln entdeckt, aber die Arbeiter sind auf solche Gegenstände nicht aufmerksam. Vielleicht entdeckt ein fleifsiger Beobachter dergleichen, wenn durch diesen Sandstein wieder einmal ein neuer Schacht abgesenkt werden sollte.

Zwischen dem zweiten und ersten Flötze befinden sich Schieferthon- Sandstein- und wiederum Schieferthon-Flötze, die zusammen 15 Ellen hoch und regelmäfsig über einander geschichtet sind. In den Schieferthonflötzen findet man häufig Abdrücke von vielerlei Arten von Kräutern, welche nur in Wäldern und Sümpfen wachsen, so wie auch von Schilf und Baumblättern, ja selbst zuweilen einzelne kleine Holzsplitter.

Die Decke des obersten Kohlenflötzes besteht, aufser dem über ihm liegenden Lehmen und Lager von Geschieben, aus regelmäfsig geschichtetem Schieferthone. In diesem findet man, besonders nach den Kohlen zu, Kräuter- und Schilfabdrücke. In dem Mineralienkabinette des D. Kretschmar, welches er der Universität Wittenberg schenkte, befanden sich einige Abdrücke, die er in

hiesiger Steinkohlendecke fand, welche man allgemein für fremde Rohrarten hielt, ohne bestimmen zu können, ob sie zum Zucker- oder Bambusrohr gerechnet werden könnten. Auser diesen Abdrücken hat Schulze auch Muschelabdrücke auf Steinkohlenschiefer gefunden, welche zu den zweischaaligen gehörten, und davon die grösten 1½ Zoll und die kleinsten kaum ¼ Zoll lang waren. In Burg fand man vor mehrern Jahren, ohngefähr 13 bis 14 Ellen vom Tage nieder, gleich unter der Dammerde, in einem noch weichen Thone der auf der Kohlendecke auflag, ebenfalls viele kleine Conchiliten und andere Arten von gewundenen Schnecken, die weiss und zerbrechlich waren. Eben so hat auch Herr Clauss zu Kohlsdorf in einer seiner Gruben, gleich über dem Flötze in der Steinkohlendecke, einige gestreifte Chamiten gefunden.

Aber auch in dem obersten Steinkohlenflötze selbst, und zwar in seinen obersten Schichten, sind in dem darin liegenden bituminösen Schieferthone sehr deutliche Abdrücke von Muscheln, nebst vielen Kräuterstengeln und Blättern entdeckt worden. Diese sind nun die augenscheinlichsten Beweise, dass alle diese Sand- Thon- und Kohlenflötze nach und nach vom Wasser in die Tiefe abgesetzt worden sind. Da aber in dieser Gegend mehrere Kohlenflötze über einander gelagert und jedesmal mit Sand- oder Thonschichten von beträchtlicher Höhe bedeckt sind, so muss nothwendig das Holz, das durch die Vitriolsäure in Kohle verwandelt worden, zu verschiedenen Zeiträumen hinter einander angeschwommen seyn; und die Sand- und Thonschichten, welche die Flötze bedecken, nebst den verschiedenen Kräuter- und Schilfabdrücken, die in derselben vorkommen und nur in Wäldern auf einem sumpfichten Erdreich gefunden werden, scheinen den vormaligen Boden der fortgerissenen Wälder ausgemacht zu haben, welchen die Fluth nachgebracht und auf dieselben abgesetzt hat.

Das hohe Flötzgebirge von rothem und grünlich-grauem Schieferthone, was nun über jenen Wäldern und ihrem Boden liegt, und in welchem, von einer gewissen Höhe an bis oben hinauf, so weit es sich erstreckt, starke Schichten liegen, die aus einer erstaunlichen Menge abgebrochener Stücke von versteinertem Holze und Porphyrgeschieben mit Sand- und Thongemenge bestehen und ebenfalls durch das Wasser hierher geführt worden sind, giebt gewisser-

maſſen Gelegenheit, etwas von dem Gange jener gewaltigen Revolutionen zu muthmaſsen. Die groſse gewaltſame Überſchwemmung, welche dieſe Flötzgebirge abgeſetzt hat, ſcheint damals ihre Richtung von Süden nach Norden gehabt zu haben: denn, erſtlich, ſteigen nicht nur alle Schichten des Schieferthons von Süden nach Norden aus der Tiefe hinter einander auf; ſondern die letzte Ausfüllung geſchah auch, zweitens, in Süden, von Schweinsdorf bis Eckersdorf, und von zwei Ellen langen und dicken Maſſen von Gneuſs- und Porphyrgeſchieben, die wegen ihrer Schwere, Gröſse und Aehnlichkeit mit den Gneuſs- und Porphirgebirgen der dortigen Gegend, nicht weit hergeführt ſeyn können; und, drittens, fällt auch das Gebirge von Süden gegen Norden ab, da hingegen, wenn die Fluth von Norden nach Süden gegangen wäre, ſie die groſsen Geſchiebe und Steinmaſſen, ſo wie den Sand und Thon, nicht bergauf geführt, ſondern wenigſtens bei Koſchitz in Norden abgeſetzt haben würde.

Nach dieſer groſsen Revolution muſs eine andere Waſſerfluth erfolgt ſeyn, die ihre Richtung von Oſten nach Weſten nahm, bei Schandau und Pirna den Sand zu dem nunmehr ſo hohen Sandſteingebirge niederſetzte, und die hieſige höhere Gegend zu beiden Seiten des Grundes, von Koſchitz an bis über Tharant in den Grillenburger Wald hinauf, mit einem Sandſteinlager bedeckte, in deſſen unterſten Schichten wir bei Koſchitz eine ſo erſtaunliche Menge von verſteinerten Seemuſcheln finden. Nach dem Sandſtein brachte ſie zertrümmerte Sienitfelſen in groſsen und kleinen Geſchieben mit bräunlich-rothem Thone, Sand und eine Menge Seemuſcheln von verſchiedenen Arten, und ſetzte ſie bei Koſchitz und Dölzſchen auf den noch nicht erhärteten Sandſtein nieder, ſo daſs mehrere groſse Geſchiebe über eine halbe Elle tief in denſelben einſanken. Sie ſcheint nicht höher als bis Dölzſchen und Koſchitz gegangen zu ſeyn, weil ſich dieſs Lager von Geſchieben nicht höher erſtreckt. Auf dieſe Waſſerfluth, und nachdem das Elbthal ſchon vom Strome gebildet war, erfolgte dann eine neue, und ſetzte von Dohna bis in die Gegend von Meiſsen hinunter, zu beiden Seiten, wo das Gebirge ſanft anſtieg, an denſelben hinauf, und hier bis über Dölzſchen und Koſchitz, den Steinmergel nieder, und lieſs abermals viele Arten von Muſcheln aus dem Meeresgrunde in ſeinen unterſten Schichten zurück.

Wie fürchterlich müſſen dieſe Revolutionen geweſen ſeyn! Aber wie nothwendig und wohlthätig auch dem Ganzen, zu Verjüngung und Wiederbefruchtung einer kraftloſen alternden Erde! Hier von der Spitze dieſes Bergs, von welcher wir jetzt die ſchrecklichen Spuren jener auſserordentlichen Verwüſtung und Umſchaffung betrachten, bemerken wir doch zu gleicher Zeit, daſs ſelbſt aus der Zerſtörung wieder ein ſichtbarer Nutzen hervorgeht. Die ungeheuren Wälder, welche die Fluthen hier in die Tiefe geworfen, haben ſich in Magazine von Kohlen verwandelt, die auf mancherlei Weiſe wichtig und nützlich geworden; und andre Gewäſſer haben ſie dann vor den Augen der Menſchen entblöſsen müſſen, um ſie entdecken und unterſuchen zu können. Schon lange liefern uns dieſe Niederlagen eine Menge von Kohlen, und noch lange hinaus werden ſie, zumal bei dem ſich immer mehr vermindernden Holze, eine wichtige und faſt unentbehrlich gewordene Beihülfe zur Feurung ſeyn.

Mit Zuverläſſigkeit kann wohl ſchwerlich dargethan werden, ob alle die verſchiedenen Kohlenflötze, die wir in dieſem ganzen Thalbezirke kennen, in der Tiefe vielleicht mit einander, theilweiſe, verbunden ſind. Wir müſſen ſie alſo wie beſondere Niederlagen betrachten, weil ſie es, ſo weit ſie unterſucht werden können, zu ſeyn ſcheinen. Auf der uns gegenüber liegenden Seite befinden ſich zwei ſolche Niederlagen von Kohlengebirgen, welche der Sauberg von oben herein gleichſam in zwei natürliche Reviere ſcheidet. Die eine Niederlage erſtreckt ſich von Peſterwitz bis an den Sauberg hinunter, und beſteht aus drei über einander liegenden Flötzen, welche von dem Beſitzer des Guths und von einigen dahieſigen Bauern, doch auf verſchiedenen Plätzen, gebauet werden. Hierher ſind noch die Kohlsdorfer Gruben zu rechnen, wenn anders dieſes Revier, was unten am Sauberge mit jenem beinahe zuſammenſtöſst, nicht eine beſondere Niederlage ausmacht. Die zweite Niederlage fängt an der Höhe des Saubergs an, und geht in das Thal hinunter, welches der Bach von Zauckerode bildet; ſie zieht ſich von der Weiſseritz an bis über Döhlen nach Niederhermsdorfs hinter, wo ſie ſich endiget. Am Sauberge ſieht man, daſs ſie aus vier über einander liegenden Flötzen beſteht, die alle gebaut werden. Der Herr Major von Schönberg, der nicht nur das Ritterguth Döhlen, ſondern auch Zauckerode beſitzt, hat den wichtigſten Antheil daran; doch bauen auch einige Bauern von Zauckerode auf ihrem Bezirke. Zu Hermsdorf aber baut bloſs das Freiberger Bergamt.

Auf dieſer linken Gebirgsſeite, wo wir uns gegenwärtig befinden, bauen nur Potſchappel und Burg. Jedes hat, wie es ſcheint, ſeine eigene Niederlage. Die Burger beſteht aus einem einzigen Kohlenflötz; auf dem Reviere Potſchappel hingegen liegen vier ſolche Flötze über einander, wovon aber die unterſten drei, davon die beiden erſten nur von zwei bis drei Zoll und das unterſte von ſechs Zoll befunden worden, nicht bauwürdig ſind. Sie ziehen ſich über dem Berge, auf dem wir noch ſtehen, bei dem Vitriolwerke nach dem Geiersgraben hinein, und wahrſcheinlich in die Birkichter Wieſen hinunter, wovon das ſchon erwähnte Flötz, welches am Kulben zu Tage ausſtreicht, vielleicht das oberſte iſt.

So groſse Striche von dieſen Flötzen bisher auch abgebaut worden, ſo iſt doch, wenn ſich auch die Kohlenmaſſe in den Bezirken einiger Grundbeſitzer vermindern ſollte, immer noch ein beträchlicher Vorrath vorhanden: denn wenn man erwägt, daſs alle hieſige Kohlenflötze zwiſchen Mittag und Morgen in die Tiefe hinein ſchieſsen und nach unten immer ſtärker und beſſer werden, und daſs dieſelben auch nur an einigen Punkten abgebaut ſind, ſo läſst ſich noch immer auf einen ſehr groſsen Vorrath ſchlieſsen. Sie ſind bis jetzt noch eben nicht allzuweit in die Tiefe verfolgt, und dieſe iſt wahrſcheinlich groſs bis zum Grundgebirge, auf welchem ſie liegen. Es iſt daher zu vermuthen, daſs die Flötze, welche auf dem Sauberge ausſtreichen, in die Tiefe hinunter bis Zauckerode und Döhlen gehen, und daſs das Burger Flötz vielleicht eine ziemliche Strecke unter den Windberg hinunter fällt. Das Flötz, welches am Kulben ausſtreicht und unter die Birkichter Wieſen und Felder hinunter ſchieſst, und die drei Kohlenflötze bei Schweinsdorf ſind noch nicht unterſucht; allein ſie ſcheinen, wie die übrigen, nach der Tiefe zu ſtärker zu werden und eine befriedigende Ausbeute für die Zukunft zu gewähren. An Vorrath gebräche es demnach, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch nicht: ob man aber künftig im Stande ſeyn werde, ihn ganz zu gewinnen, iſt eine andere Frage. Die in den Gruben ſich häufenden Waſſer verurſachen jetzt ſchon, wo man aber noch nicht zu weit in die Tiefe gedrungen iſt, ſehr koſtſpielige Anſtalten zu Abführung derſelben: wie groſs und koſtbar müſſen ſie dann erſt werden, wenn man mit eben dem Eifer fortbaut, wie jezt! Dann dürften vielleicht die nöthigen Waſſerkünſte, ſo wie die Heraufbringung der Kohlen, einen gröſsern

Aufwand verurſachen, als aus den Verkaufe der Kohlen, wenn nicht ein äuſſerſt drückender Holzmangel einreiſst, kaum wieder erzielt werden dürfte.

Doch vielleicht iſt dieſe Beſorgniſs vergebens. Wir wollen uns jetzt des noch dauernden Vortheils freuen, der nicht nur für die Beſitzer, ſondern auch für das allgemeine Beſte daraus erwächſst. Wie viele Menſchen gewinnen übrigens dadurch ihr Brod, obgleich es ſauer, und zuweilen nicht minder gefährlich für Geſundheit und Leben, verdient wird, als bei dem edleren Bergbau. Die Wetter in den Gruben ſind das, was der Kohlenhauer am meiſten zu fürchten hat. Sie entſtehen durch die Auflöſung des Schwefelkieſes in der Feuchtigkeit. Man nennt dieſe Dünſte den Schwaden. Er ſammlet ſich in ſichtbare Nebel, zieht in der Grube ſteigend und fallend herum, und legt ſich, wenn Waſſer darin ſteht, wie eine bunte Haut auf daſſelbe. Ergreift er Jemanden, ſo löſcht er ihm gleich das Licht aus, betäubt ihn, und erſtickt ihn endlich, wenn er nicht augenblicklich entflieht. Ein ſo trauriger Fall ereignete ſich vor einigen Jahren in einer von den Peſterwitzer Gruben. Ein Kohlenhauer, der eingefahren war, um darin zu arbeiten, blieb über die gewöhnliche Zeit aus. Men ſchickte daher einen andern hinunter, um nachzuſehen, was ihm wiederfahren ſei; aber dieſer blieb ebenfalls aus. Nun ahndete man Unglück, ließs ſogleich einen dritten am Seile hinunter, jedoch mit der Verabredung, ſogleich ein Zeichen zu geben, wenn er in Gefahr kommen ſollte. Es dauerte auch nicht lange, ſo zog er haſtig am Seile, und ungeachtet man ihn mit der gröſsten Geſchwindigkeit herauszog, ſo war er doch ſchon beinahe ſchwarz im Geſichte und konnte weder ſprechen noch athmen. Erſt nach einiger Zeit kam er allmählig wieder zu ſich. Man war nun verlegen, wie die Grube von dem tödtlichen Schwaden gereiniget und die Erſtickten herausgebracht werden ſollten. Die Reinigung ward endlich mittelſt eines groſsen Blaſebalgs, den Herr Claus in Peſterwitz zu ſolchen Ereigniſſen für ſeine Gruben hatte verfertigen laſſen, glücklich vollbracht. Man fügte nämlich eine Menge daumenſtarker blecherner Röhren in einander, ſenkte ſie in den Schacht hinab, und nun ward mit dem Blaſebalge durch dieſelben unermüdet hinab gearbeitet, bis der Schwaden verdünnt und in Bewegung geſetzt worden war, worauf er auch nach und nach aus dem Schachte heraus zog. Einige Kohlenhauer fuhren alsdann hinunter, die beiden Unglücklichen herauf zu holen, die ganz ſchwarz und auf eine gräſsliche Weiſe aufgeſchwollen waren.

Jede Grube mufs daher billig zwei Schachten haben, um dadurch den erforderlichen Luftzug zu befördern, damit fich ein folcher Schwaden nicht fo leicht fammlen könne; und dennoch gefchieht diefs zuweilen, wenn die obere Luft feucht ift und die Dünfte aus den Gruben nicht empor fteigen können. Sie verfetzen dann den Arbeitern beinahe den Athem, löfchen ihnen die Lichter aus und nöthigen fie, die Grube zu verlaffen. Dann fagen fie einander, es fei fchlecht Wetter darin.

Zuweilen fammlet fich auch, vorzüglich in den alten verlaffenen Bauen, eine entzündbare Luft, die fogleich in Flamme geräth, fobald der Kohlenarbeiter fich mit dem Lichte ihr nähert. Vor einigen Jahren öffnete ein Kohlenhauer einen folchen längft verlaffenen Bau, hieng fein Grubenlicht an eine Stange, und fuhr damit zur gedachten Oeffnung hinein. Sogleich entzündete fich darin die brennbare Luft; das Feuer fuhr wie ein Blitzftrahl heraus und fchlug den Mann auf eine Zeitlang finnlos zu Boden. Er kam nach einiger Zeit wieder zu fich; aber Geficht, Augenbraunen und Haare waren ihm verbrannt. Dergleichen Fälle ereignen fich in den Kohlengruben mehrmals, und find in England und andern Gegenden nicht minder bekannt.

Schon feit einem Jahrhunderte vielleicht, brennt in dem Pefterwitzer Reviere, nach diefem Dorfe hinauf, das oberfte Kohlenflötz. Der Brand nimmt einen ziemlichen Umfang ein, und man kann ihn nicht löfchen. Alles, was man dagegen zu thun vermag, ift, dafs man ihm keine Oeffnung verftattet, fondern alles fogleich verftopft und vermauert, wenn man ihm ja durch einen Schacht oder Gang zu nahe gekommen ift. Dadurch wird einigermaffen das Feuer gedämpft, fo dafs es nur allmählig fortglüht. Bekäme es aber eine Oeffnung, fo würde es bald in Glut gerathen und das Flötz nach wenigen Jahren ziemlich verzehren.

Bevor ich diefe Materie gänzlich befchliefse, mufs ich noch einiges über den Einflufs des Steinkohlendampfs auf die Gefundheit erwähnen. Der Geruch, welchen er, wo man Steinkohlen brennt, verurfacht, ift allerdings unangenehm, und kann vielleicht manchen Perfonen, auf deren Nerven widerliche Gerüche eine heftige Wirkung machen, nachtheilig werden. An fich felbft aber

ist das Brennen der Steinkohlen, den Untersuchungen sachkundiger Männer zufolge, der Gesundheit der Menschen keineswegs schädlich; denn mit den feuchten Dünsten entbindet sich die Vitriolsäure und steigt in Dampf auf. Da nun alle saure Salze der Fäulniss widerstehen, und die Luft unter gewissen Umständen öfters eine Beschaffenheit hat, die der Fäulniss sehr nahe kömmt und dergleichen Wirkungen äussert, so muss auch der Steinkohlendampf in solchen Fällen die Luft verbessern. Schulze empfiehlt daher in denjenigen Häusern, wo hitzige Fieber und ansteckende Krankheiten einreissen, das Brennen der Steinkohlen, als ein durch die Erfahrung bestätigtes Mittel dagegen. Medikus erwähnt in seiner Abhandlung vom Bau auf Steinkohlen, dass in dem Städtchen Kyrn, welches einen Grafen von Solms gehört, ehe man daselbst Steinkohlen gefunden und gebrannt hätte, häufige epidemische Krankheiten gewüthet hätten, die nach der Zeit gänzlich verschwunden wären. Eben so sagt uns Alberti, dass sich vormals in London alle Jahre ein gewisses, sehr gefährliches, ansteckendes Fieber geäussert, welches mit rothen Flecken auf der Haut begleitet gewesen und woran viele Menschen gestorben; dass sich aber seit dem Brennen der Steinkohlen dieses Fieber gänzlich verlohren habe.

Die Sache ist wichtig genug, um von einsichtsvollen Aerzten noch mehr und genauer geprüft zu werden. Eine gleiche Untersuchung verdiente die Eigenschaft des in den tiefern Kohlengruben sich sammlenden Wassers. Vormals hielt man das Trinken desselben für äusserst nachtheilig: Schulze hingegen versichert schon, es mehrmals getrunken zu haben, ohne davon eine widrige Wirkung zu spüren; vielmehr habe er bemerkt, dass es eine gelinde abführende Kraft besitze. Die Versuche, die er damit angestellt, überzeugten ihn hinlänglich, dass es nebst dem Eisenvitriol zugleich gewisse Theile von einem reinen Bergöl mit sich führe, und dass es daher zum medicinischen Gebrauche, besonders bei Unreinigkeiten der Haut und bei Lähmung der Glieder, sowohl äusserlich als innerlich mit Nutzen angewendet werden könne. Er behauptet zugleich, dass ziemlich starke Verletzungen an Händen und Füssen bei einigen Kohlenarbeitern, ohne alle andere Mittel, in kurzer Zeit dadurch völlig geheilt worden wären. Schulze versprach eine ausführliche Abhandlung darüber; aber sie ist nie erschienen. Es wäre demnach zu wünschen, dass ein neuerer Arzt, der ein gegründetes Zutraun verdiente, dieses Wasser genau untersuchen

möchte. Vielleicht lieſse es ſich zu Bädern benützen, und wenn es dann die vom Schulze behaupteten Wirkungen leiſtete, ſo wäre es wichtig genug, um ein förmliches Bad anzulegen. Eben ſo käme es auf einen Verſuch an, ob nicht durch das Brennen der Steinkohlen die an einen Orte wüthende Viehſeuche verhindert werden könnte, ſich weiter auszubreiten, und ob nicht vielleicht das Saufen des erwähnten Kohlenwaſſers das Rindvieh vor der tödtlichen Seuche gänzlich bewahrte. Wenn es wahr iſt, daſs ein Bauer mit Sauerkraut und Kalk, womit er ſeine Kühe fütterte, unter allen Ställen im Dorfe den ſeinigen allein vor derſelben bewahrte, ſo wäre es auch möglich, daſs ein anderes ähnliches Mittel, wie dieſes, jenes höchſt verderbliche Übel vielleicht gänzlich verbannen könnte. Die Sache iſt zu wichtig, um ſich auch mehrere vergebliche Verſuche, ein Mittel dagegen zu finden, nicht verdrieſsen zu laſſen.

Für manche Spaziergänger, die mir bisher gefolgt ſind, habe ich vielleicht auf dem vorigen Standpunkt zu lange verweilt: aber auf keinem fand ſich auch bisher ein ſo reichhaltiger Stoff, ſie auf die groſsen innern Merkwürdigkeiten der ganzen umliegenden Gegend aufmerkſam zu machen; und diejenigen, welche ſich in der Natur auch gern mit Denken beſchäftigen, hoffe ich durch jene gedrungene Darſtellung nicht ermüdet zu haben.

Man kann nun entweder über den Rücken des Bergs hinweg bis zu jenem zuletzt erwähnten kleinen Gebäude gelangen, oder man kehrt auf dem nämlichen Wege wieder zurück, und gelangt dann wieder hinab in das Dorf. Hier ſchleicht ſich hinter demſelben, zur linken, ehe man über die Weiſseritz geht, ein ſchmaler Weg ganz dicht an dem Felſen hinweg, der ziemlich ſchroff iſt. Man fühlt ſich da ſo einſam, ſo heimlich in der Nähe des Waſſers, und iſt doch nur durch eine Entfernung von wenig Schritten vom Dorfe geſchieden. Auch mangelt es nicht an Geſträuch und Bäumen. Beſonders freut der Sitz in dem Felſen, wo das Plätſchern des Waſſers ein unterhaltendes Spiel für Augen und Ohren gewährt. Verfolgt man dieſen gefälligen Weg, ſo kömmt man an eine Gruppe von hohen und ſchönen Birken, bei welchen die

zwischen den verschiedenen Bäumen und Büschen, mit der Weisseritz im Vorgrunde, ein angenehmes Gemälde darbietet. Es ist ein angenehmes und freundliches Plätzchen, und man kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Herr Graf, der den vordern Theil dieses Wegs so verdienstlich gebahnt und interessanter gemacht, auch diese Parthie am kahlen Rücken des Bergs und unten herum durch Pflanzungen und durch einige Bänke verschönern möchte. Auch könnte der Weg auf ähnliche Weise noch fortgeführt werden und dann sich in dichtere Schatten verlieren.

Ich verweile auf diesem Platze, wo man Döhlen im Auge behält, um hier das Andenken eines merkwürdigen Mannes zu erneuern, der in Rücksicht auf Landwirthschaft, hauptsächlich aber in Ansehung der Obstbaumzucht, ein Wohlthäter der ganzen Gegend wurde. Der Kirchthurm von Döhlen erinnert an ihn, denn er war im sechszehnten Jahrhunderte Pfarrer daselbst. Sein Name ist Martin Küntzelmann. Er trat sein Pfarramt 1535 an, bekannte sich 1539 zur evangelischen Religion, verwaltete sein Amt 33 Jahre bei der nämlichen Gemeinde, und starb 1568. Er genoss schon bei seinem Leben einer Art von Berühmtheit, die aber von derjenigen, welche ihm jetzt in unsern Gegenden gebührt, ziemlich verschieden ist. Damals stand er im Rufe, dass er die Kraft besitze, die Teufel auszutreiben, und wurde daher weit und breit herum geholt, diese schlechten Gäste aus dem armen Menschen, in welchem sie ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, herauszujagen. So ward er auch einmal nach Böhmen gerufen, einem von bösen Geiste besessenen Grafen zu helfen, den man hatte in Ketten legen müssen. Küntzelmann langte im Schlosse desselben an; da er aber ein kleines verwachsenes Männchen war, so getrauten sich die Verwandten nicht, ihn vor den Grafen zu lassen, aus Furcht, er mögte denselben, wie er schon mehrmals stärkern Personen gethan, zu Boden werfen und übel zurichten. Sie theilten ihm ihre Verlegenheit mit, und boten ihm für seine Reise eine gute Entschädigung an: aber Küntzelmann bat sie, ihn wenigstens zu dem Besessenen hinzuführen. So wie die Thüre geöffnet war, erblickte er den Unglücklichen, der mit wilder verzweiflungsvoller Miene nach der geöffneten Thüre schielte, in einem Winkel mit vielen Ketten geschlossen. Kün-



Klengel del. — J. A. Darnstedt f.

Ansicht von Döhlen unter dem Berge bei Potschappel mit der Weiseritz.

tzelman eilte ſogleich voll inniger Rührung und mit einer liebevollen zutraulichen Miene auf ihn zu, reichte ihm beide Hände, und ſagte mit freudiger Stimme: Armer Freund, ich komme euch zu erlöſen. Der Graf ſtutzte, ſah ihm ein paar Minuten lang ſtarr ins Geſicht, und darauf verwandelte ſich ſeine wilde Miene in ein freundliches Lächeln. Er ſtand endlich auf, rief mit einem tiefen Seufzer aus: Ach daſs es Gott wolle! und gab ihm die Hände. Küntzelmann faſste ſie muthig, drückte ſie ihm zärtlich, verſicherte ihn mit einer Art von Begeiſterung, daſs er im Namen Jeſu frei ſei, und befahl den Umſtehenden, ihm ſogleich die Ketten abzunehmen. Der Graf gerieth darüber in die gröſste Freude, aber wie groſs ward dieſelbe erſt dann, als er ſich von den Ketten befreit ſah! Er war geheilt; doch zur Vollendung der Kur blieb Küntzelmann noch einige Tage bei ihm, unterhielt ſich mit ihm in traulichen Geſprächen, benahm ihm alle ſeine Zweifel, und verbannte die fixen Ideen, die ihn wahnſinnig gemacht hatten, aus ſeiner Seele gänzlich. Die Familie war vor Freude und Erſtaunen auſser ſich. Sie hatte ſchon viele Geiſterbeſchwörer kommen laſſen, aber dieſe hatten mit allen ihren grauſenden Anſtalten und gräſslichen Beſchwörungsformeln nichts ausgerichtet. Um ſo mehr fühlten ſie ſich gegen den Erretter des Grafen, ſo wie dieſer ſelbſt, von Dankbarkeit durchdrungen. Sie boten ihm eine anſehnliche Summe Geld zur Belohnung an; da er ſie aber ausſchlug, ſo führten ſie ihn in ihre Schatzkammer, in welchen ſich goldene und ſilberne Geſchirre befanden, mit der dringendſten Verſicherung, daſs, je koſtbarer das Stück ſeiner Wahl ausfallen würde, je lieber es ihnen ſeyn werde. Küntzelmann ſchlug alles dieſs aus; ſein Knecht aber, der ihnen nachgeſchliechen war, glaubte daher um ſo mehr berechtiget, einen ſilbernen Becher in ſeine Taſche zu ſtecken. Doch in dieſem Augenblick drehte ſich Küntzelmann um und bemerkte den Diebſtahl. Vor Zorn und Schaam bat er ſogleich den Grafen, ihn gehörig zur Strafe ziehen zu laſſen; allein der Graf und die ganze Familie baten für ihn und drangen darauf, er ſolle den Becher behalten, weil er ihren Retter glücklich hergebracht habe. So nehmt den Becher in eure Hand, ſprach Künzelmann endlich nach langem Weigerungen zum Grafen, und gebt ihm den Untreuen, damit er ihn wenigſtens auf eine ehrliche Art bekomme. Für mich aber, fuhr er fort, verlange ich keine andere Belohnung, als daſs ihr mir auf künftiges Frühjahr einige junge Obſtbäume von guten Arten, dergleichen ihr ſo viele beſitzt, nebſt einigen Pfropfreiſern

in meine Gärten verehrt. Diese Bitte wurde reichlich erfüllt. Auch in der Folge, als er durch diese Kur noch berühmter geworden, und oft in weit entfernte Gegenden geholt ward, bat er sich, da er selbst eine einträgliche Stelle hatte, für seine Bemühungen immer nur junge Bäume und Pfropfreiser von solchen Obstarten aus, die er noch nicht besass. So ward er gleichsam der wohl thätige Stifter des Obstbau's in hiesiger Gegend, und munterte durch sein Beispiel zur Verbreitung desselben auf. Diese Liebe zum Obstbau hat sich auf beiden Seiten des Grundes erhalten. Aber im siebenjährigen Kriege erlitt die ganze Gegend, Dölzschen allein ausgenommen, einen ausserordentlichen Verlust an Obstbäumen. Die kaiserliche Armee, die so lange Zeit ein Lager auf dem Windberge hatte, liess sie alle zu Brennholz und für die Verschanzungen fällen, Gittersee allein verlor dadurch auf 2500 Stück. Einige Zeit nach dem Frieden hat man wieder angefangen, die Felder mit Obstbäumen zu besetzen; die schönsten aber befinden sich auf den Wegen und Rainen der Rossthaler Fluren.

Dieser Martin Küntzelmann war vermuthlich ein eben so weiser Menschenkenner, als er ein vortreflicher Landwirth war. Seine Gabe, arme hirnkranke Menschen von bösen Geistern zu befreien, bestand wahrscheinlich bloss in seiner Klugheit, den Grund der Krankheit richtig zu fassen und sie auf eine weise Art zu behandeln, wozu sich vielleicht noch ein einnehmendes Wesen gesellte, was den Kranken sogleich Vertrauen einflösste. Diess mochte zumal dann die glücklichste Wirkung hervorbringen, wenn Gewissensbisse und verzweiflungsvolle Gedanken die Teufel waren, die in dem Kranken sich festgesetzt hatten. In jenen Zeiten hielt man alles für Wunder, was mit der alltäglichen Vernunft, die überdiess noch von falschen Meinungen angefüllt war, nicht sonnenklar übereinstimmte. Küntzelmann liess die Menschen, die ihn für einen Wundermann hielten, vielleicht aus guter Absicht bei ihrer Meinung, um desto nachdrücklicher auf ihre Vernunft und auf ihre Empfindung zu wirken. Wenigstens rührte seine Theilnehmung und Thätigkeit aus keinem Eigennutz her; und als ein trauter Naturfreund gestattete er vielleicht nicht einmal der Eitelkeit einen merklichen Einfluss auf seine Bewegungsgründe. Nichts zog ihn stärker an, als Obstbau und Landwirthschaft. Er erkaufte in Gittersee sieben Hufen Land, die er urbar machte, und erbauete zwei Güther von Grund aus, die gegenwärtig

in fünf Güther vertheilt ſind. Auf dem einen derſelben lebt noch ein Abkömmling, im ſiebenten Gliede, von ihm. Sein Guth ſoll unter allen Güthern, die unter dem Dresdner Amte ſtehen, das einzige ſeyn, was von einer und ebenderſelben Familie in einer ſo langen Reihe von Iahren ununterbrochen beſeſſen worden.

So wie man das Dorf Potſchappel im Rücken hat, erblickt man gerade vor ſich am Wege die rothe Mühle und Schenke, die zu Döhlen gehören. Döhlen ſelbſt bleibt zur Rechten in ziemlicher Entfernung liegen, und die Flächen zu beiden Seiten füllen fruchtbare Felder aus. Die Hügel, die ſich vom Burgwartsberge hinauf ziehen und nur durch ſanfte Schwingungen mit einander verbunden ſind, haben ein gefälliges Anſehn, weil ſie bis über die Hälfte hinauf mit Feldern bebaut ſind. Am Wege ſelbſt aber erregt die Döhlener Waſſerkunſt die meiſte Aufmerkſamkeit des Beobachters. Das Gebäude an der Weiſseritz enthält das Kunſtrad. Von dieſem laufen, ſchräg über die Wieſen hin, die auf Säulen und Rollen liegenden Kunſtgeſtänge nach dem am Hügel befindlichen Kunſtſchaft, in welchem zwei Röhren hinab gehen, deren jede ſechszig Ellen hoch und aus mehrern Röhren zuſammengeſetzt iſt. Durch dieſe wird das häufige im Kohlenſchachte ſich ſammlende Waſſer herausgepumpt. Die Pumpenſtangen hangen an den Kunſtgeſtängen, welche, durch das Kunſtrad in Bewegung geſetzt, die Pumpen ziehen. Durch dieſe Maſchine iſt es möglich, die Kohlen aus der Tiefe zu gewinnen, und ungeachtet des Waſſers fortzuarbeiten. Vormals, ehe man in der Mechanik ſo groſse Fortſchritte gemacht hatte, hätten ſolche Unternehmungen ganz unterbleiben müſsen, weil der Kohlengewinn zur Bezahlung der Waſſerknechte, die das Waſſer in den Bergwerken bis zu Tage herauspumpen muſsten, keineswegs zugelangt haben würde.

Zur Linken, hinter dem Potſchappler Berge befinden ſich die Kohlengruben von Burg und auf der Höhe das Dorf, eigentlich Groſsburg genannt, deſſen Häuſer zerſtreut aus einander liegen. Weiter hinauf liegt Kleinburg, und faſt in gleicher Richtung, zur Linken, das Dörfchen Zſchiedche, deſſen Einwohner

fast alle Kohlenarbeiter sind und nur kleine Häuschen und Gärtchen besitzen. Der Bezirk dieser Dörfer ist seiner beträchtlichen Baumschulen wegen berühmt. Die kleinen Gärtchen sind dicht mit jungen Bäumen besetzt, welche die Besitzer säen und pfropfen. Man versichert, dass Zschiedche allein, ohne die beträchtlichen Baumschulen von Burg zu rechnen, jährlich über tausend Schock gepfropfter Aepfel- und Birn-Stämmchen verkaufte. Ein einziger Einwohner, dessen Baumschule freilich von grösserem Umfang, als die übrigen ist, lösete im vorigen Frühling siebenzig Thaler daraus. Man muss sich freuen, wenn man erwägt, dass ein unermüdeter Nahrungsfleiss, der noch dazu dem allgemeinen Besten so grossen Vortheil bringt, von einem kleinen Stück Erdreich so viel zu erzwingen vermag. Nur wäre zu wünschen, dass man den Boden dieser Baumschulen nicht zu sehr dünge, damit die jungen versetzten Bäume auch auf einem magern Boden besser gedeihten.

Der ganze Grund ist ein lebendiges Bild des Nahrungsfleisses. Dort erhebt sich ein starker Rauch an dem Berge, dem wir uns nähern — ein neuer Beweis jener wahren Behauptung. Es ist ein Kalkofen, der gegen die Mitte des hohen Bergs empor dampft, des höchsten der Gegend. Er heisst

DER WINDBERG.

Je weiter man die Strasse verfolgt, desto schöner fällt er ins Auge, und aus dem Standpunkte betrachtet, aus welchem ihn das Kupferblatt zeigt, bildet er mit der umliegenden Gegend eine Landschaft, wie Poussin sie malte. Die ganze Gestalt des Bergs, den bloss das Wasser hierher gepflanzt, ist schön und erhaben. Sein Fuss ist von Bäumen und Büschen umgrenzt, und gegen die Mitte scheint sich gleichsam eine Terrasse queerüber zu ziehen, auf welcher sein Haupt so kühn sich erhebt. Hauptsächlich zur Linken ist er mit Laubholz bewachsen; aber der übrige Theil ist grösstentheils kahl. Unstreitig bildet er eine der schönsten Scenen im Thale; denn selten ordnet bei uns die Natur so einfach und gross, wie an den gebirgigen Massen in Welschland mit ihren umgebenden Hügeln und Flächen, und wie auch hier das Ganze geordnet erscheint. Mit Vergnügen haftet das Auge auf ihm und seiner leicht bewachsnen hohen



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Der Windberg.

Terrasse, und erholt sich dann wieder von dem langen Schaun auf den nahen Getreidefluren, die ihn von dieser Seite umgeben. Ich will hier die schöne natürliche Ansicht mit keinen verschönernden Träumen stören; allein ich werde dann, meinem Vorsatz getreu, auch hier Gedanken entwickeln, die auf Benützung dieses herrlichen Bergs zur Verschönerung der ganzen umliegenden Gegend abzielen, wenn wir vorher den Lauf durch den Grund bis an das Ende desselben vollendet haben, und nun mit einer völligen Übersicht des Ganzen bereichert, auf unserm Rückwege noch einmal bei ihm vorüberkommen.

Die Masse des Bergs bestehet, wie schon früher bemerkt worden, aus dem beschriebenen Flötzgebirge. Doch findet sich in den Schichten, in welchen so viele Porphyrgeschiebe liegen, noch eine besondere Steinart, auch als Geschiebe, die der Herr Berg-Commissionsrath Werner ohnlängst erst bekannt gemacht und mit dem Namen Thonstein bezeichnet hat. Er hat ungemein viel Ähnlichkeit mit dem versteinerten Holze; er ist röthlich-braun, und hat eine sehr dünnschiefrige Textur, die man besonders, wenn das Stück von der Witterung gelitten, sehr deutlich wahrnehmen kann, weil sich dann die Absonderungen der dünnen Schaalen durch lichtere Streifen ihrer Fugen auszeichnen, und nun dieser Thonstein auf dem Querbruche eben so, wie manche Arten von versteinertem Holze aussieht, an welchen man die Jahrringe zählen kann. Ja manche Stücke haben eine so krummschiefrige Textur, dass man flaserige versteinerte Wurzelstücke oder Astknoten vor sich zu sehen glaubt. Bloss die rauchgrauen Quarzkörner, die in diesen Thonstein eingesprengt sind, zeigen deutlich, dass es kein versteinertes Holz ist. Doch hat man auch von dem letztern, auf dem Rücken des Bergs nach Klein-Naundorf zu, gefunden, wo im Kriege die Verschanzung des österreichischen Lagers war. Es war bei dieser Gelegenheit mit ausgegraben worden, und seiner seltenen röthlich-braunen Farbe wegen, haben die Liebhaber es so sorgfältig zusammen gesucht, dass sich auch nicht das Mindeste an diesem Orte mehr findet, bis etwa einmal vom neuen daselbst aufgegraben wird. Einer alten Sage zufolge soll auf diesen Berge ehemals ein Schloss gestanden haben; es findet sich aber nicht die geringste Spur weder auf dem Berge selbst, noch irgend ein Wink in den ältern Nachrichten davon. Wohl aber sieht man hier, so wie auf dem Zschiedcher Berge noch Überreste der österreichischen Verschanzungen, welche die Einwohner noch lange an den

ſiebenjährigen Krieg erinnern werden. Man hat auf der Höhe eine merkwürdige und vortrefliche Ausſicht, und kann hier zuweilen eines Schauſpiels genieſsen, was man gewöhnlich nur in ganz hohen Gebirgsgegenden zu ſehen Gelegenheit hat: daſs nämlich im Elbthale die Gewitter oft ſo tief gehen, daſs man von dem Gipfel des Windbergs über ſie hin ſehen kann. Dann erſcheint das Thal wie mit einem Nebel bedeckt, während man oben im milden Sonnenglanze ſteht und über ſich den heiterſten Himmel erblickt. Die beſtändige Luftbewegung, die man ſelbſt bei der gröſsten Windſtille hier verſpürt, hat vermuthlich ſeine Benennung veranlaſst.

Das Kalkſteinlager, welches ſich in dieſem Berge befindet, iſt erſt ſeit einigen Jahren entdeckt, und der Anbau deſſelben wird mit groſser Thätigkeit betrieben. Aber ſchon ſeit dreizehn Jahren iſt das benachbarte Kalkſteinflötz eine ſichtbare Wohlthat für die umliegende Gegend geworden. Gleich neben dem Windberge, zur Rechten, zieht ſich von Häſslich ein ſchmales obſtreiches Thal herein, durch welches ein kleines Bächlein zur Weiſseritz eilet. Aus dieſem kleinen Thale ſteigt eine ſanfte Anhöhe immer weiter zur Rechten nach Schweinsdorf hinauf, die aus vielen verſchiedenen Flötzgebirgsarten beſteht, unter welchen die ſchon oben erwähnten drei Kohlenflötze und das nur erſt genannte Kalkſteinflötz liegen. Dieſes letztere ſetzt ohngefähr in der Mitte dieſer Anhöhe eine Elle mächtig zu Tage aus, wird aber nach der Tiefe zu allmählig mächtiger. Faſt auf der Höhe vor den Kalköfen, die ſich ſchon vom weiten durch ihren Dampf verrathen, hat man etliche Schachte zu vierzig und funfzig Ellen durch die Decke auf daſſelbe abgeſenkt. Dieſe Schachte ſind alle ausgezimmert, weswegen man die Gebirgsarten, die aus mancherlei Thonarten, Sandſtein und Mergel beſtehen, nicht mehr auf ihrem Lager, ſondern bloſs aus einzelnen Bruchſtücken wahrnehmen und aus dem Berichte der Arbeiter erfahren kann. Herr Tauber hat ſie in ſeinem mineralogiſchen Auſſatze gehörig bemerkt, und eine Entdeckung gemacht, die für Mineralogen intereſſant iſt. Man hat bisher angenommen, daſs bloſs der Urkalkſtein von körnigem, der Flötzkalkſtein hingegen immer von dichtem und ſplitterichem Bruche ſei. Hier aber iſt letzterer in der mittelſten der drei Schichten, aus welchen das Kalkſteinflötz beſteht, von einem ſehr deutlichen körnigen Bruche, ſo daſs ihn ſelbſt erfahrne Mineralogen für Urkalkſtein angeſehen haben. Für Sammler von

Steinen will ich hier noch die Bemerkung anſchlieſsen, daſs eben dieſe mittelſte Kalkſteinſchicht von einem ſchönen, theils blutrothen, theils röthlich-braunen Hornſtein durchwachſen iſt, der, geſchliffen, ein ſchönes Anſehn hat, und daher von Liebhabern zu Ringſteinen und kleinen Tafeln eifrig geſucht wird. Der rothe Hornſtein ſpielt in dem graulich-weiſsen Kalkſteine öfters ſo ſeltſam, daſs man artige Zeichnungen von Bäumen, Blumen und allerlei Geſtalten, die freilich erſt von der geſchäftigen Phantaſie ihre beſtimmtern Umriſſe erhalten, darin zu erblicken glaubt.

Die Entdeckung dieſer Kalkſteinflötze iſt für die ganze Gegend umher eine ſichtbare Wohlthat geworden, indem man ſich des Kalks zu Düngung der Felder bedient hat. In vorigen Zeiten ſtand das Getreide, beſonders auf den Höhen ſehr ärmlich; ſeitdem man ſie aber mit Kalk düngt, ſteht es überall ſchön. Man ſucht daher in allen Gegenden begierig nach Kalke, allein nicht ſelten vergeblich, weil man dabei, ohne Kenntniſs von den Gebirgen zu haben, zu Werke geht. Erſt im vorigen Jahre entdeckte man ein neues Kalkſteinflötz in dem Schieferthongebirge über Birkicht, nahe am Geiersgraben, auf welches auch ſogleich ein Schacht getrieben wurde. Die Kalköfen ſind in beſtändiger Wirkſamkeit, und dennoch iſt niemals Vorrath vorhanden, ſo ſehr wird der Kalk von allen Seiten geſucht und benützt. Man hat zwar in manchen Gegenden das Sprüchwort, daſs die Düngung mit Kalk reiche Landwirthe, aber arme Erben mache; auch iſt es möglich, daſs der Kalk gewiſſe Arten von Erdreich ſehr ausſaugt: allein in hieſigen Gegenden hat man dieſen Nachtheil noch nicht bemerkt, obgleich die Düngung mit Kalk ſchon ſeit zwölf Jahren bekannt iſt.

Das Gebirge hinter Schweinsdorf zieht ſich nach Oſten bis an Poſſendorf hin, und auf ſeinem Rücken liegt der Peuſenwald. In dieſem Gebirge, welches ein Conglomeratgebirge iſt und aus lauter Geſchieben von mancherlei Gebirgsarten, Sand und Thon beſteht, findet man viel verſteinertes Holz in groſsen Stücken von gelblicher und rauchgrauer Farbe, das zuweilen auch blutroth geſtreift und gefleckt iſt. In eben dieſen Gebirge, aber vor Poſſendorf an der Straſse nach Dresden, fand man vor zwei Jahren einen verſteinerten Knochen, der ohngefähr dritthalb Zoll lang und eben ſo ſtark iſt. Man ſieht die Kugel

vom Gelenke mit einem Stückchen der anstoſsenden Röhre ſo deutlich, als wenn der Knochen noch friſch wäre, und dennoch iſt er ſo hart verſteinert, daſs er Feuer giebt. Ob dieſer Knochen von einem Thiere oder Menſchen iſt, verdiente um ſo mehr unterſucht zu werden, da man, meines Wiſſens, noch nie verſteinerte Menſchenknochen in Gebirgen gefunden hat.

Schweinsdorf ſelbſt liegt, beſonders aus einem gewiſſen Geſichtspunkte betrachtet, wo man ihm ganz gegenüber ſteht, ſehr maleriſch. In der Entfernung ſcheint ſich der Hügel, auf dem es erbaut iſt, auf einmal von der Ebene abzuſchneiden, und ohngefähr in der Mitte des Dorfs etwas einwärts zu krümmen. Die beiden Seiten der Krümmung ſind mit Häuſern bekränzt, die ſich lieblich mit mancherlei Bäumen gruppiren. Seithalb zur Rechten zieht ſich dann hinter dem Hügel ein mit Laub- und Nadelholz bewachſener Berg in die Höhe, der dieſe Lage nicht wenig verſchönert.

Auf dem Wege ſelbſt, von welchem man alle dieſe Anſichten hat, kömmt man durch Deuben, deſſen Mühle in einiger Entfernung zur Linken liegt. Auch dieſes Dorfes thätige Bewohner verdienen wegen der Obſtbaumzucht gerühmt zu werden. Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, wie weit ſie dieſelbe bis an die Waldung zur Rechten und in den Schluchten der Hügel empor gebracht haben. Man ſieht es den Bäumen an, daſs ſie hier einer vortreflichen Lage genieſsen.

Sobald man Deuben im Rücken hat, beginnt das Thal allmählig ſich etwas enger zuſammen zu ziehen, und ſcheint ſich endlich in eine angenehme Landſchaft zu endigen, die der Maler nur nachahmen darf, um ein gefälliges Gemälde zu bilden. Gerade vor ſich erblickt man Hainsbach, ein ſchön gelegenes Dorf an der Weiſseritz, die nicht weit davon eine kleine bewachſene Inſel bildet. Demſelben zur Linken iſt unten die Gegend waldicht und dahinter ein bewachſener Berg, deſſen unterer Theil aus ſchönen Felſenſchichten beſteht. Zur Rechten zieht ſich ein anderer Berg herüber, der ſich ziemlich ſchroff und


Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Das Riesenbette.

malerifch abfchneidet, fo dafs man nun, je weiter man kömmt, anftatt das fchöne Thal gefchloffen zu finden, vermittelft der Schlucht zwifchen den Bergen, den Eingang zu einem neuen engeren Thale gewahr wird, und gleich hinter Hainsbach vor fich geöffnet fieht. Gleich zur Rechten zeigt fich eine intereffante Parthie,

DAS RIESENBETTE

genannt, bekannter jedoch unter der Benennung des Backofens. Der erftere Name hat fich wahrfcheinlich noch von einer beinahe vergeffenen Sage erhalten, nach welcher auf der hier im Bilde nicht fichtbaren Höhe des Bergs ein Raubfchlofs geftanden, von welchem jedoch, feit undenklichen Zeiten, nichts mehr vorhanden ift. Der zweite gewöhnlichere Name mag vermuthlich von der äufsern Form der kleinen Röhre herrühren, die man an der Ecke des Gebirges bemerkt, und etwas gröfser gewefen ift, bevor man, wegen der dicht darunter angelegten Strafse, etwas von dem hervorftehenden Gebirge weggefprengt hat. Das Ganze, wie man es hier auf dem Kupferblatte erblickt, macht ein angenehmes romantifches Bild, was zugleich den Charakter des Ländlichen trägt.

Doch ehe ich den Weg an diefer Höhle hinweg verfolge, und die Gebirge auf beiden Seiten berühre, mufs ich zuvor einen Blick auf die gegenüber befindliche Gegend richten, wozu die Weifseritz eine nahe Veranlaffung giebt. Nicht weit von der hier gefchilderten Gegend wird die Weifseritz, wie fie, ohne ein Beiwort, bis hieher genannt wird, durch die Vereinigung zweier Waldbäche gebildet, wovon der eine, der aus dem Gebirge zur Linken herab fällt, die wilde Weifseritz heifst, und der andere, welcher von Tharand herein kömmt, den Namen der rothen Weifseritz führt.

Das Thal, aus welchem die wilde Weifseritz fliefst, ift arg und wild. Ohngefähr einige taufend Schritte weit geht die Richtung deffelben anfangs nach Süden hinauf, dann aber wendet es fich auf einmal gegen Weften. Der Waldbach, welchen man bis dorthin zur Rechten behält, verfperrt nun, weil er an diefe Seite anftöfst, den Weg für die Fufsgänger; der Fahrweg hingegen führt durch das Waffer hinüber auf die andere Seite. Das Thal ift tief und fo

eng, dafs die Breite des Waffers und Fahrwegs zufammen, kaum vier und zwanzig Ellen beträgt. Zu beiden Seiten erheben fich Tannen über einander, und zwifchen denfelben ragen fteile und nackte Felfenklippen empor, deren viele von der zerftörenden Zeit herabgeftürzt worden, wovon die beträchtlichen Maffen zum Theil am Wege, zum Theil in dem Bette der Weifseritz liegen, die dazwifchen wild uud braufend hindurch fchäumt. Diefes rauhe einfame Thal trägt ein Gepräge finfterer Schwermuth, und wird, felbft von den Bewohnern der Gegend nur felten befucht. Man hört hier nichts als das Raufchen des Waffers und das Krächzen der Raben, und aufser diefen fiehet man in der ganzen düfteren Schlucht nichts Lebendiges, als etwa einen Geier über fich fchweben. Welch ein Contraft zu dem grofsen bisher gefchilderten lachenden Thale!

Noch näher herüber an unfern verlaffenen Standpunkt zieht fich eine andere Schlucht nach Somsdorf hinauf, von wo der Weg nach Frauenftein führt. Sie zieht fich auf beiden Seiten fteil in die Höhe, und hat in ihrer Tiefe nur fo viel Breite als das Bette des kleinen herein fliefsenden Wäfferchens erfodert. Auf der Mittagsfeite derfelben lehnt fich von unten an das Dörfchen Cosmannsdorf bis oben hinaus an den Berg an. Die kleinen Häufer deffelben find fo nah an den Berg gebaut, dafs gewöhnlich das Hintertheil ihrer Dächer denfelben berührt. Hinter den Häufern liegen am Berge hinauf die Gärten und Felder an einer fo fteilen Höhe, die für folche Perfonen, welche das Klettern nicht gewohnt find, kaum zu erfteigen ift. Natürlicher Weife können daher auch die Felder nicht mit Vieh bearbeitet werden, weil es alle Augenblicke in Gefahr feyn würde herabzuftürzen. Die Bauern fehen fich alfo genöthiget, fie auf eine fehr mühfame Art mit der Hacke umzuarbeiten und den Dünger dazu auf ihren Rücken hinauf zu tragen, fo wie diefs auch mit den Garben zur Zeit der Ernte gefchieht. Der fchlimmfte Umftand hierbei ift noch diefer, dafs oftmals, wenn ftarke Regengüffe einfallen, das Waffer die gute Erde der Felder, die fie mit unbefchreiblicher Mühe hinauf trugen, beinahe gänzlich herunter fchwemmt. Mit gleicher Befchwerlichkeit müffen fie das Futter für ihre Kühe, deren man zwei bis drei, oder doch wenigftens eine, in jedem Bauernhaufe findet, zufammen holen. Hier kann man fehen, was Unverdroffenheit und ein raftlofer Fleifs zu bewirken vermag. Diefe armen Bauern nähren fich redlich,

und zahlen ihre Abgaben richtig, ungeachtet ſie alles von der Natur mit ſaurem Schweiſse erzwingen müſſen. Es iſt beim erſten Anblick allerdings zu verwundern, daſs ſich Menſchen hier angebauet haben, und daſs ihre Kinder nicht Luſt bekommen, ſich irgendwo anders niederzulaſſen, wo eine bequemere Lage ihren Fleiſs begünſtigen würde; allein die Neigung zu Aeltern und Freunden, und überhaupt der Trieb zur Geſelligkeit, beſonders in Rückſicht auf alte Bekanntſchaft, erklärt die fortdauernde Anhänglichkeit an einen gewohnten und liebgewonnenen Wohnſitz zur Gnüge.

Weit glücklicher iſt die Lage von Hainsbach, deſſen fruchtbare Fluren doch meiſt auf ebenem Boden liegen. Zwar droht den Bewohnern zuweilen die ſchwellende Weiſseritz; allein ihr Toben währet nicht lange, und dann gewähret ſie ihnen den wichtigen Vortheil, ein ſchönes flieſsendes Waſſer, was andere Dörfer auf den Höhen entbehren, ſo nahe zu haben.

Gleich hinter dieſen Dorfe, wo das Gebirge zur Rechten ſich anhebt, an deſſen Ecke ſich das Rieſenbette befindet, beginnt nun ein neues, von den beiden bisher durchwanderten ganz verſchiedenes, aber nicht minder reizendes Thal, was man gleichſam als das letzte Drittheil des Plauiſchen Grundes betrachten kann. Das erſte war eng und felſig, das andere breit und geräumig, und dieſes zieht ſich nun wieder enge zuſammen; doch iſt es nirgends ſo ſchmal als das erſte. Der Charakter deſſelben iſt von den vorigen gänzlich verſchieden. Die beiden Seiten der faſt immer gleichweit von einander laufenden Gebirge ſind, wenn man den ſchroffen Theil des ſogenannten Backofenbergs ausnimmt, faſt überall mit Bäumen bewachſen. Die rothe Weiſseritz ſchlingt ſich durch ſchöne grünende Wieſen, und nur manche taugliche Striche darin ſind zu Feldern benützt.

Der Backofenberg, ſo wie der hohe Berg hinter Schweinsdorf, ſind Conglomeratgebirge und beide ſehr merkwürdig. Sie beſtehen aus Trümmern vormals in der Nähe gelegener Urgebirge, die lange im Waſſer fortgerollt, dadurch abgerundet und endlich hier niedergeſetzt worden ſind. Die Gebirgsarten, woraus dieſe Geſchiebe beſtehen, ſind Gneuſs und Porphyr, ſowohl Hornſtein- als Thon-Porphyr. Der Gneuſs hat faſt die nämliche Farbe und das

nämliche Mischungs-Verhältniss wie der um Tharand und an den Seiten der rothen und wilden Weisseritz hinauf, und der Porphyr die nämliche Farbe und Mischung wie der bei Heckendorf und auf dem Kieberge hinter dem Tharander Schlossberge, imgleichen wie der im Grillenburger Walde. Sonderbar ist es, dass die kleinsten Geschiebe von der Grösse einer Nuss bis zur Grösse einer Faust, mit gelblich-grauem Sande und braun- und kirschrothem sandigen Thone verbunden, in den untersten Schichten liegen, und dass je höher die Berge steigen, desto grösser auch die Geschiebe werden, so dass man von der Mitte hinauf nicht selten Stücke wahrnimmt, die ohngefähr eine Elle in der Länge und Stärke haben. Beide Gebirge stimmen vollkommen mit einander überein; auch sind sie ordentlich geschichtet, so dass fast jede Schicht fünf bis sechs Ellen dick ist, und sich auch immer zwischen den Schichten ein bis zwei Zoll dicke Lagen von braunrothem sandigen Thone befinden. Bloss in den entgegengesetzten schiefen Lagen sind sie verschieden, welches vermuthlich von der Erhöhung oder Vertiefung des Gneusses, herrühren mag, auf welchem sie aufliegen. Es ist augenscheinlich, dass sie von einerlei Ursprung sind und beide ein Ganzes ausgemacht haben, bis die Gewalt der Gewässer sie durchbrochen und von einander getrennt hat.

Der Backofenberg hat wegen seiner häufigen Klippen, die senkrecht empor stehen, ein überaus malerisches Ansehn. Beim ersten Anblick glaubt man Ruinen von einem alten sehr hohen gothischen Schlosse mit seinen Erkern, Ecken und Winkeln zu sehen, in dessen Mauern sich grosse Risse befinden, aus welchem hie und da Kiefern, Fichten und Eibischbäumchen hervorwachsen. Aus den alten scheinbaren Mauern, von welchen der Kalk abgefallen zu seyn scheint, ragen die gerundeten Steine hervor, als wenn sie herabstürzen wollten. Der Berg ist steil und von beträchtlicher Höhe, so dass das Ganze noch täuschender wird, und unten am Wege ein furchtbares Ansehn hat. Er läst sich nicht wohl aus einem Gesichtspunkte fassen, um ein Ganzes zu bilden, sonst hätte ich ihn unter den Kupferblättern geliefert.

Eine kleine Schlucht, die auch auf dem Grundriss bemerkt ist, scheidet ihn von dem benachbarten Berge, der Hirschberg genannt. Mit diesem hebt nun hier auf der rechten Seite der Gneuss an; auf der linken Seite hingegen beginnt

er mit dem Berge, der zur Rechten von Eckersdorf liegt, und zieht ſich von da bis zum Somsdorfer Berge herüber, von wo nun dieſes Urgebirge, auf beiden Seiten, bis hinter die Ruinen des Tharander Schloſſes ſich fortzieht. Auch dieſes dazwiſchen laufende Thal hat, ſo wie der ganze Plauiſche Grund, ſein Daſeyn dieſem Gewäſſer zu danken, was itzt beſcheiden und ſchmiegend aus demſelben herabkömmt.

Nicht weit von dem Eingang in dieſes liebliche Thal, liegt zur Linken das kleine Guth Heilsberg. In einiger Entfernung davon, hinter einem dichten Geſträuche, hat der Herr Hofrath Freiherr von Lindemann dem verſtorbenen Pfarrer Schneider zu Rabenau, der vormals ſein Lehrer geweſen war, und ihm auch nach ſeinem Tode noch Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gegeben hatte, auf einer mit Pappeln umpflanzten Raſen-Erhöhung, ein Denkmal errichten laſſen, welches mit Geſchmack behandelt iſt und ſich gut ausnimmt. Auſserdem ſtöſst man in dem ganzen Thale bis Tharand auf keinen Ort oder namhaften merkwürdigen Platz. Deſto ſchöner iſt aber das Thal, ſowohl in Rückſicht auf den grünenden Teppich, der die Fläche deſſelben bedeckt, als in Anſehung der ſchön bewachſenen Berge, an welchen Buchen und Birken, und hie und da Fichten, die herrſchenden Baumarten ſind, deren mannichfaltiges Grün, beſonders im Frühling, einen herrlichen Anblick gewährt.

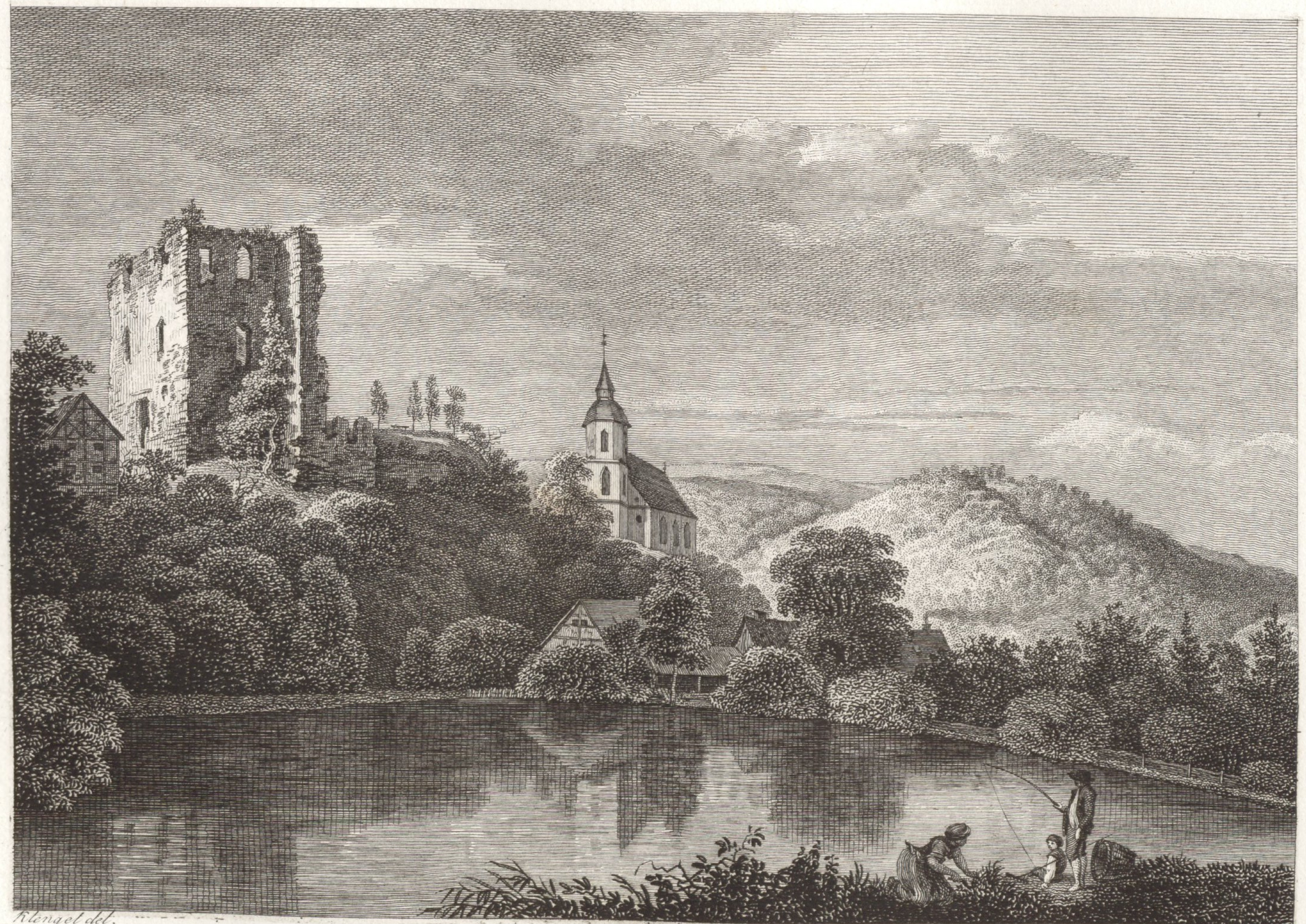
Es iſt eine angenehme Überraſchung, wenn man bei der Wendung des Wegs, welche die Richtung nach Tharand nimmt, auf einmal die Ruinen des daſigen alten Schloſſes erblickt, hinter welchen ſich eine weit höhere Gebirgswand hinwegzieht, die den beiden Gebirgsſeiten, zwiſchen welchen wir uns noch immer befinden, gerade entgegen ſteht, und dem ganzen bisherigen Grunde eine natürliche Grenze ſetzt. Man verliert jedoch die Ruinen bald wieder aus dem Geſichte, und erwartet den Ausgang des Grundes nur deſto begieriger, um ſie dann beſſer in ihrer Nähe zu ſehen.

Das Städtchen ist offen und hat ein freundliches und fast ländliches Ansehn. Zwei gute Wirthshäuser sind zum Empfang der Besuchenden immer bereit. Das erste und älteste ist das Erblehngericht und das zweite der goldene Hirsch. Es ist natürlich, dass man, sobald man ein Unterkommen gefunden, sogleich sich umzusehen verlangt und den glücklichsten Standpunkt aufsucht, um

DIE RUINEN DES THARANDER SCHLOSSES

in ihrer schönsten romantischen Ansicht vor sich zu haben. Dieser Wunsch wird auf der linken Seite des Schlossbergs unstreitig am besten befriediget. Der erste Anblick, wenn man an den am Fusse desselben befindlichen Teich gelangt ist, setzt jeden Fremden wegen der reizenden zufälligen Anordnung dieses herrlichen Gemäldes in ein angenehmes Erstaunen.

Ihr, die ihr mit wahrem Gefühl und reinem Geschmack die schöne Natur zu veredeln, oder eine minder schöne Natur durch eine eigene Schöpfung zu verschönern bemüht seid, kommt her nach Tharand, und betrachtet die absichtlose Zusammenstellung dieser Naturparthie mit ihren zufällig aufgestellten Gebäuden, bei welchen man schwerlich an eine Verschönerung dachte. Das alte verfallene Schloss, welches itzt sein malerisches und romantisches Ansehn hauptsächlich der zerstörenden Hand der Zeit verdankt, ward wegen der Sicherheit und wegen der Aussicht in die umliegenden Thäler auf diesen Felsen gebaut. Die Kirche mit ihrem Thurme, für jede Landschaft an sich ein willkommener Gegenstand, und hier ein angenehmer Contrast zu den alten Ruinen, ward wegen des festen Grundes und wegen des hörbaren Glockengeläutes für beide Seiten des Städtchens auf diesem sich dazwischen drängenden Hügel errichtet. Der Mühle, welche dort so malerisch unter ihr liegt, hat das Bedürfniss ihre Stelle bezeichnet. Der Teich ist nicht des schönen Spiegels wegen gegraben; die schönen, nur hie und da bewachsenen Berge, die sich hinter dem Städtchen hinwegziehen, sind früher gebildet, als man auf Niederlassungen dachte. Und doch ist alles so schön, so herrlich, als wenn das Ganze von einem reinen Gefühl des Schönen so weise geordnet wäre. Gewissermassen erhellet daraus, dass alles, was ohne Rücksicht auf Verschönerung in der Natur gebaut und verändert wird, ein anspruchloses natürliches Ansehn und behält niemals widerlich



Klengel del. — J. A. Darnstedt f.

Die Ruinen des Schlosses zu Tharand mit der Kirche und dem Teiche.

wird, ſondern oft gar dem Ganzen einer Gegend zu Statten kömmt, weil das Zufällige derſelben doch immer aus verſtändigen Gründen, wenn auch nicht in Beziehung auf Schönheit, veranlaſst worden iſt. Eine beabſichtigte aber verfehlte Verſchönerung hingegen muſs einer ſchönen Natur allemal ſchaden. Die ſteifſte Hütte eines Bauers, die nichts weniger als ſchön iſt, wird nie einen ſo nachtheiligen Eindruck machen, als ein geſchmackloſer Tempel oder ſonſt ein ähnliches Gebäude, was den Anſpruch, die Schönheit einer Gegend zu heben, an der Stirne führt, und, ſtatt zu verſchönern, ſie ſchändet. Eine ſchöne Natur kann alſo nur durch Gegenſtände gewinnen, die ein Gepräge von Schönheit oder doch wenigſtens von Wahrheit an ſich tragen: durch alles, was gegen beide verſtöſst, muſs ſie nothwendig verunziert werden.

Aus allem dieſen erhellet zur Gnüge, wie ſehr eine Gegend durch paſſende Wahl der Gebäude und andere weiſe Benützung in ihrer Schönheit erhöht werden kann. So ſchön an ſich dieſe Gegend um Tharand iſt: wie viel verlöre ſie ſchon, aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, wenn die Ruinen nicht mehr vorhanden, die Kirche hier nicht gebaut, der Teich noch Ebene wäre. Man darf die Natur nur ſuchen, um ihr auf ſchickliche Art zu Hülfe zu kommen; ſie bietet ſich überall dar, nur fordert ſie billig, daſs man nach ihrem Charakter ſich richte, und das, was ſie ſchön macht, nicht nach geſchmackloſem Eigenſinn modele. Sie läſst ſich alles gefallen, was hie und da zu ihrer wahren Verſchönerung dient; ſie läſst ſich nehmen und geben: aber das Unrecht, was ihr geſchieht, fällt immer ſichtbar auf ihre Verderber zurück.

Man ſieht ſich bald nach einem Wege um, den Schloſsberg zu beſteigen, um ſowohl die Ruinen in der Nähe zu betrachten, als der Ausſicht über das Städtchen und in die verſchiedenen Thäler zu genieſsen. Es führen von allen Seiten Wege hinauf, wovon der bei der Kirche der bequemſte iſt; doch ſind auch die übrigen ſeit beinahe zwei Jahren ſo bequem als möglich angelegt worden. Gleich hinter der Mühle, die wir auf dem Kupferblatte vor uns erblicken, führt einer derſelben, der freilich etwas mühſamer, als die übrigen, zu ſteigen iſt, in mit Bäumen beſetzten Zickzacks am Felſen hinauf. Vor einigen Jahren ſah man den ganzen obern Bezirk gewiſſermaſsen noch in ſeiner

verödeten Wildnifs, welche vollkommen zu den alten Ruinen pafste; man konnte noch in die untern Gewölbe derfelben hinabfchauen, und das Ganze hatte noch mehr Gepräge der Vorzeit, was gerade die Überbleibfel der alten Schlöffer fo anziehend macht. An fich war es freilich Schade, diefe fichern Spuren des Alterthums zu verfchütten und dem Platze feine natürliche Wildheit zu nehmen: allein es trat eine Betrachtung ein, die jene Veränderung nicht nur entfchuldiget, fondern die auch gewiffermafsen ein Opfer gebot. Seit Tharand fo aufserordentlich häufig befucht und diefer Schlofsberg beftiegen wird, konnte leicht einmal fich ein Unglück ereignen, und dann diefer trefliche Platz durch die Erinnerung an daffelbe einen unangenehmen Eindruck machen. Man verfchüttete alfo die untern Gewölbe, umgab den ganzen Platz mit einfachen Schranken, und richtete ihn zu einem gefahrlofen Sammelplatz ein. Die Ausficht von demfelben ift herrlich. Gerade vor fich fieht man ein ziemliches Stück in den Plauifchen Grund hinein, zur Rechten in das Weifseritzthal und zur Linken in das Stadtthal, welches von dem vormaligen Namen des Städtchens, Granaten, den Namen des Granatenthals führt. Hier überfieht man das ganze nach den Bergen fich fchmiegende artige Städtchen, was einige hübfche Gebäude enthält und gewifs eine romantifche Lage hat.

Das Alter der Burg, wovon nur noch diefe Ruinen vorhanden find, ift fchwer zu beftimmen. Die ältefte Urkunde, welche derfelben erwähnt, ift gegen Ende des zwölften Jahrhunderts gefchrieben. Man kann alfo nichts als Vermuthungen wagen. Vielleicht gehört fie unter die Burgen, die Heinrich I wider die Sorben in hiefiger Gegend errichten liefs. Die Lage war jener Abficht vollkommen gemäfs. Dem fei jedoch wie ihm wolle; wir finden fie fchon in den Händen der Markgrafen von Meifsen. Ich will hier nur einige der wichtigften Zeitpunkte erwähnen, in welchen Tharand keine unbedeutende Rolle fpielte. Dietrich der Bedrängte überliefs es fchon feiner Gemahlin Jutta nebft andern Schlöffern zum Leibgedinge. Heinrich der Erlauchte fcheint gern und oft einen längeren Aufenthalt hier genommen zu haben. In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts räumte es Friedrich der Sanftmüthige Günthern von Schwarzburg ein, der es jedoch nicht lange genofs. Um diefe Zeit war es noch immer ein böhmifches Lehen. Später erhielt es Sidonia, die Gemahlin des Herzogs Albrecht und Stamm-Mutter des itzigen Churhaufes, unter andern

Besitzungen, zu ihrem Leibgedinge und schlug hier ihren Witwensitz auf. Nach ihrem Tode scheint es kein eigentlicher Wohnsitz geblieben zu seyn; doch Churfürst Moriz besuchte es noch zuweilen wegen der Jagd, und bewirthete zweimal hier den Kaiser Maximilian II, der beim ersten Male noch Erzherzog, beim zweiten Mal aber schon Kaiser war. Vom ersten Besuche erzählt uns ein Magister Schurzfleisch von Naumburg in einem lateinischen Gedichte, was er von Dessau aus dem Churfürsten August zueignete, und sich als Handschrift auf der Churfürstl. Bibliothek befindet. Es hat manche gute poetische Stellen, und scheint sein Daseyn blos einer Begebenheit zu verdanken, die dem Erzherzoge beinahe das Leben gekostet hätte. Derselbe hatte sich nämlich ganz von der Jagd verirrt und sich genöthigt gesehen, im Hause eines Hirten während der Nacht eine Zuflucht zu suchen, wo man sich, ihn zu morden, bereitete, er aber der Ausführung dieses schändlichen Anschlags durch Tödung des Sohns zuvorkam und bald von den ausgesandten Jägern und andern Leuten entdeckt ward. — Von dieser Zeit an kam Tharand schon im Verfall. Zwar ward es unter des Churfürsten August Regierung noch von dem dasigen Forstbeamten bewohnt, aber schon um die Mitte seiner Regierung der Zerstörung preis gegeben, die auch zum Theil noch unter ihm selbst erfolgte. *)

Da diese schön gebrochnen Ruinen der alten Burg die ganze beschränkte Gegend um sich vereinigen und gleichsam einen anziehenden Mittelpunkt ausmachen, wodurch dieselbe ihr gröſstes Interesse erhält, so will ich, bevor ich

*) Da es meine Absicht nicht seyn kann, mich in diesem Werke weder in Ansehung der alten Burg noch über den Ort selbst in ein weitläuftiges Detail einzulassen, so verweise ich auf folgende Schrift: Tharand, ein historisch-romantisches Gemälde nach der Natur, Urkunden und Sagen bearbeitet von Friedrich Schlenkert. Erstes Bändchen mit vier Kupfern. Tharand und Dresden, bei Friedrich Schlenkert, 1797. 8. Das zweite Bändchen ist meines Wissens noch nicht erschienen.

die Stadt und das ſeit verſchiedenen Jahren eingerichtete Bad berühre, zwei ſchöne Anſichten dieſer Ruinen aus entfernten Standpunkten der einander entgegengeſetzten Thäler erwähnen. Die erſte davon iſt die

ANSICHT DER RUINEN VON THARAND AUS DEM WEISSERITZ - GRUNDE.

Dieſes angenehme Thal, deſſen Einladung, es zu durchwandern, man unmöglich verſchmähen kann, erſtreckt ſich zwiſchen den mit mancherlei Gehölzen bewachſenen Bergwänden ein ziemliches Stück in gerader Richtung hinaus und iſt mit ſchönen Spaziergängen verbunden, die an beiden Gebirgsſeiten angelegt worden, und deren nähere Erwähnung ich noch verſchiebe. Am Anfange des Thals, wenn man vom Teiche ſich rückwärts wendet, erblickt man zur Rechten noch einige kleine Häuſer, die dicht am Fuſse des Kienbergs liegen. Zur Linken ſchlüpft die rothe Weiſseritz in ziemlicher Eile über ihr ſteiniges Lager herab, und belebt dadurch das ſtille gefällige Thal, das einen eben ſo reizenden als bequemen Spaziergang gewährt. So lange das Thal ſich nicht krümmt, behält man die Ruinen gerade im Rücken, und ſieht ſie, wenn man ſich wendet, je weiter je kleiner, auf ihrem mäſsigen Hügel. Der Ort, an welchem die vor uns liegende Ausſicht genommen, iſt hier gerade die ſchicklichſte Ferne, um mit dem Anblick der Ruinen ein ſchönes Ganze zu verbinden, was bei einer jeden Landſchaft, welche die Hand des Künſtlers nachzubilden unternimmt, eine unnachläſsliche Bedingung iſt. Beſonders gilt dieſes von den Gegenſtänden des Vorgrunds, von welchem die Landſchaft Belebung und Haltung empfängt. Die nämliche Rückſicht hat der Gartenkünſtler zu nehmen, er habe nun blos eine reizende Natur zu verſchönern, oder eine ſchöne Natur auf einem von ihr vernachläſsigten Erdſtück neu zu erſchaffen. Immer muſs er darauf bedacht ſeyn, die Wirkung intereſſanter Anlagen durch Haltung zu heben, und da, wo er dieſelbe am ſtärkſten oder am vortheilhafteſten erwartet, einen natürlichen Vorgrund zu bilden, durch welchen erſt die Anſicht eines Gemäldes gewinnt, und ein günſtiger Standpunkt bezeichnet wird, aus welchem ein ſchönes Gebäude oder eine anmuthige pittoreske Parthie nebſt den damit in Verbindung ſtehenden Theilen als ein landſchaftliches Ganzes erſcheint. Doch müſſen die Mittel, wodurch dies bewerkſtelliget wird, nie



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Die Ruinen von Tharand in der Ferne aus dem Weißeritz Grunde

Abſicht verrathen, damit man ſich gleichſam wie von ſelbſt genöthiget ſieht, auf einem ſo glücklichen Standpunkte zu verweilen.

Betrachtet man die vorliegende Anſicht dieſes Thalgemäldes, ſo ſieht man, wie glücklich der Standpunkt gewählt iſt, um ein ſchönes Gemälde zu faſſen. Das Ganze enthält die natürlichſte Wahrheit; aber die beiden Bäume zur Linken im Vorgrund nebſt der ſich neben denſelben hinziehenden Umzäumung, und die Reihe von Bäumen zur Rechten, welche das Ufer der Weiſseritz ſchmücken und das dahinter liegende Gebirge zur Hälfte verſtecken, geben, ohne der Hauptgegenſtand des Gemäldes zu ſeyn, dieſem wahrhaften Ganzen erſt Intereſſe und Schönheit.

Der Berg, der hinter den Ruinen emporragt, wird der Stadtberg genannt, weil die Bürger von Tharand an ſeinen ſteilen Abhängen ihre wenigen Felder haben, die mühſam zu bauen ſind, und ſtatt gepflügt, blos gehackt werden können. Zur Linken der vor uns liegenden Anſicht zieht ſich hinter den Ruinen der Kienberg, und zur Rechten die Fortſetzung des Somsdorfer Berges herauf. In dieſer Richtung erſtreckt ſich das Thal noch eine Weile fort; dann aber verliert man, weil es ſich krümmt, die Ruinen gänzlich aus dem Geſichte. Von Freunden der Natur verdient es in aller Abſicht noch weiter durchwandert zu werden. Ohngefähr eine halbe Stunde von Tharand haben daſige Bürger ein Bergwerk, Vergnügte Geſellſchaft genannt, was aber zur Zeit ihren Eifer noch nicht belohnt. Noch eine Stunde weiter in dieſem Weiſseritzthale hinauf befindet ſich in einer von Weſten hereingehenden Schlucht, welche der tiefe Grund heiſst, eine andere Grube, der junge Johannes genannt. Das Thal iſt bis dahin äuſserſt romantiſch. Die beiden Gebirgsſeiten ſind theils mit Nadelholz, theils mit Laubholz bedeckt, und dazwiſchen ragen zuweilen ſchroffe Felſenklippen hervor. Der Grund wird allmählig ſo enge, daſs der Fluſs die ganze Breite deſſelben einnimmt, und der Fuſssteig ſich rechts an ſteilen Felſenwänden durch dichte Schatten von Laubholz über der Weiſseritz hin krümmt. Von da gelangt man endlich in den tiefen Grund, in welchem ſich, ohngefähr zwölfhundert Schritte hinauf, an der ſüdlichen Gebirgsſeite, die erwähnte Grube befindet. Sie liegt ſehr einſam und tief im Walde verſteckt und iſt in dieſem Gebirge die einzige. Bergbauverſtändige wünſchen, daſs ſich

begüterte Mitglieder dazu fänden, damit ſie ſchwunghafter gebaut werden könnte, als es von der kleinen Geſellſchaft, die ſie itzt baut, bewerkſtelliget werden kann. Das Freiberger Bergamt, welches im Jahre 1794 eine bergamtliche Beſchauung daſelbſt hielt, erklärte den Bau für ſehr hoffnungsvoll, der von der Natur zugleich alle Vortheile habe, mit leichtern Koſten betrieben werden zu können, als es an andern Orten zu bewerkſtelligen ſey. Bis itzt iſt man ohngefähr hundert Ellen in das Gebirge, welches aus Gneuſs beſteht, gegen Mittag hineingegangen, und auch etliche Ellen weit in die Tiefe gedrungen. Könnte dieſe Grube ſchwunghafter gebaut werden, und würde man tiefer in das Gebirge hinein dringen, ſo iſt nicht ohne Grund zu vermuthen, daſs man auf mehrere edle Gänge ſtoſsen würde. Das ganze Gebirge würde dann aufgeſchloſſen und der Bau vielleicht reichlich vergolten werden.

Auf der entgegengeſetzten Seite des Tharander Schloſsbergs, wenn man das Granaten- oder Stadtthal verfolgt, ſind beide Gebirgsſeiten, die daſſelbe bilden, wieder durch verſchiedene Schluchten unterbrochen. Verfolgt man den ſchönen Spaziergang hinaus, ſo findet man die zweite erwähnte

ANSICHT DER RUINEN VON THARAND VON DER KLIPPERMÜHLE.

Die Lage dieſer Mühle iſt überaus angenehm; ſie iſt mit Bäumen und Büſchen gruppirt, die ihr ein gefälliges Anſehn geben, und bildet, wie das Kupferblatt zeigt, mit den alten Ruinen und beiden Seitengebirgen eine tresliche Landſchaft. Durch ſie wird dieſe Gegend und Anſicht belebt, und alle Theile derſelben erhalten durch ſie erſt eine landſchaftliche und maleriſche Wirkung.

Aus dieſem Standpunkte geſehen, liegt der Kienberg den Ruinen zur Rechten und erſtreckt ſich bis an eine enge und tiefe Schlucht, die unter dem Namen des Zeiſiggrundes bekannt iſt, durch welchen die Straſse nach Grillen-



Klengel del. J. A. Darnstedt fc.

Die Ruinen von Tharand in der Ferne von der Klippermühle.

burg führt. Auf dem Berge, der zwischen dieser Schlucht und dem Todtteichbache liegt, befindet sich auf der höchsten Spitze am Thale, zur Rechten des Zeisiggrundes, eine Krähenhütte. Vielleicht bewirkt der beträchtliche Nachtheil, den die Heerraupen in den Waldungen vieler Gegenden angerichtet haben, und das Überhandnehmen mehrerer Arten von Gewürmen, dass dieser Vögelart künftig weniger nachgestellt wird. Gesetzt auch, dass ihre Menge in mancherlei Rücksicht nachtheilig wäre, so ist es doch wichtig, den Vortheil, den sie gewähren, mit dem Nachtheil, den sie bewirken, genau zu vergleichen, und dann scheint es nicht zweifelhaft zu seyn, ob man sie dulden oder ausrotten müsse. — An dem nämlichen Berge sind seit einigen Jahren die steilen Abhänge, sowohl auf der Seite des Stadtthals als nach dem Zeisiggrunde hinein, bis an den Rücken hinauf mit Nadelholz besäet worden, welches dem ganzen Berge ein frisches und lebhaftes Ansehn giebt, zumal da lauter Furchen über einander gezogen sind, in welchen die jungen Bäumchen dicht neben einander aufschiessen. Das Ganze bekömmt dadurch ein munteres terrassenartiges Ansehn, was hier in der wilden Natur um so besser gefallen muss, weil nicht Verschönerungsabsicht, sondern ein nützlicher Zweck der Bewegungsgrund dieses mühsamen und künstlichen Anbaues ist. Man freut sich hier einen Forstmann zu finden, der seine wahre Bestimmung zu kennen scheint; und solche Thätigkeit verdient um so mehr eine rühmliche Erwähnung, da in unsern Tagen die Pflege der Wälder ein äusserst wichtiger Gegenstand für unsere Nachkommen wird.

Mit diesem Berge fängt sich ein Gebirge von Thonschiefer an, in welchem sich Kalkstein befindet; den man schon zur Erbauung des Schlosses Meissen, seiner besondern Güte wegen, geholt haben soll. Am Ende des Thals, zur Rechten des Todtteichbachs, liegt der Tharander Kalksteinschacht, der sich bald durch seine dabei befindliche Öfen verkündiget. In diesem tiefen und weitem Schachte ist es ziemlich sumpfig, besonders ist eine nicht unbeträchtliche Drusenhöhle, die sich in demselben befindet, beständig mit Wasser angefüllt. Im Frühling erzeugen sich darin viele Frösche von aschgrauer Farbe, deren Geschrei in dieser weiten und finstern Gruft, durch den Wiederhall der feuchten Wände verstärkt, einen ziemlichen Schall verursacht.

Noch weiter hin in diese Gründe zu dringen oder die verschiedenen Orte zu nennen, zu welchem man aus diesem Thale gelangt, liegt ausserhalb meinem Plane. Blos den Weg über Weissig, der in den Plauischen Grund bei Döhlen hinabführt, muss ich berühren, weil er vormals die gewöhnliche Strasse von Dresden nach Tharand war. Die hohe Lage dieses Dorfs mit seinen kleinen Häusern und offenen Gärtchen, in welchen man nur kurzes mageres Gras und niedrige struppige Bäume erblickt, hat ganz den Charakter eines obergebirgischen Dorfes. Die Felder umher tragen Hafer und Flachs und etwas geringes Korn. Seitdem die Bauern die vielen Steine von ihren Feldern gelesen, und sie auf mehrere Plätze aufgehäuft haben, hat sich jedoch ihr Feldbau beträchtlich verbessert. Die herrliche Aussicht, die man auf dieser Höhe geniesst, ist in der hiesigen Gegend einzig zu nennen. Den mittelsten Theil des Plauischen Grundes und die weiten Fernen des Elbthals ungerechnet, erblickt man hier gegen Süden die blauen Hochgebirge von Altenberg und Zinnwald und gegen Osten die böhmischen und oberlausitzischen Gebirge, die sich wie bläuliche Nebel in dem Dunstkreise des Horizonts verlieren. Gewiss wird es Niemand bereuen, seinen Rückweg von Tharand nach Dresden, dieser treflichen Aussicht wegen, einmal über Weissig genommen zu haben.

Ich wende mich jedoch in dem beschriebenen Thale nach Tharand zurück, um wenigstens das Nöthige von diesem romantisch gelegenen Städtchen beizufügen, das seit verschiedenen Jahren ein Lieblingsort für Dresdens Bewohner geworden, wo man nicht selten des Sonntags, ohne die zahlreichen Fussgänger zu rechnen, auf vierzig bis funfzig Wagen Besuchender zählt. Freilich hat dieser an sich nicht bedeutende Ort einen so wichtigen Vortheil blos seiner Lage, den alten Ruinen, dem schon seit verschiedenen Jahren eingerichteten Bade und den angelegten Spaziergängen zu danken. Das Städtchen ist im Ganzen nicht übel gebaut; die Häuser sind wegen der Enge des Thals auf beiden Seiten des Schlossbergs fast in zwei sich krümmende Linien hin gezogen; doch erstreckt sich der grössere Theil derselben durch das Stadtthal hinauf, aus welchem sich einige kleine Gewässer, worunter der von der Klippermühle kommende Schloz-

bach und der Todtteichbach die wichtigsten sind, im Bezirke der Stadt zusammenziehen und dann vereint in die Weifseritz fliefsen. An den steilen Anhöhen des Kienbergs und Schlofsbergs hinauf liegen ebenfalls noch einige Häuser, bei welchen man kaum begreifen kann, wie die Bewohner derselben im Winter, des Eises wegen, herab kommen können. Die Nahrung des Städtchens besteht hauptsächlich aus Handwerksgewinn und einigem Feldbau, der jedoch gar nicht beträchtlich ist. Auf ebenem Boden hat Tharand wenig oder gar keine Felder; sie liegen fast alle an den steilen Höhen hinter den Häusern, besonders an der Morgenseite am Tharander Wasser hinauf. Dieses Gebirge ist ausserordentlich steil, und dehnt sich gegen fünfhundert Ellen über das genannte Wasser empor. Die Bestellung der Felder, die hauptsächlich Korn und Erdäpfel tragen, mufs eben so mühsam geschehen, wie bei den steilen Feldern von Cosmannsdorf, und ist mit den nämlichen Übeln und Beschwerden verbunden. Ein desto günstigeres Licht fällt aber dadurch auf die Thätigkeit und den unverdrossenen Fleifs der Besitzer. Die an den Häusern liegenden Plätzchen haben die Bewohner zu kleinen Gärtchen benützt, in welchen doch etwas Gras wächst und auch noch Bäume gedeihen, die mit vieler Aufmerksamkeit gepflegt werden. Die zahlreichsten Handwerker, die sich hier nähren, sind Schuhmacher, Gerber und Tischler: der erstern sind achtzehn, und von jeden der letztern sechs. Die Nähe des Waldes ist für die Gerber der vielen und guten Lohe wegen von Wichtigkeit; auch soll das durch Tharand fliefsende Wasser zum Gerben des Leders vorzüglich gut seyn. Die Landschuhmacher holen es so häufig hinweg, dafs die Gerber selten zu Vorräthen kommen. Die Tischler finden in der Nähe des Waldes, der Preise des Holzes wegen, ebenfalls einigen Vortheil und arbeiten fast blos für die Landleute. Ausserdem mufs ich noch eines Pressenmachers erwähnen, der besonders für Buchbinder vorzüglich gute Pressen liefert, die selbst ins Ausland verführt werden. Die Güte des Ahornholzes, was hier um Tharand zu finden ist, hauptsächlich aber die Geschicklichkeit dieser Familie in Verfertigung der Pressen, die sich schon von dem Grofsvater des itzigen Meisters herschreibt, ist so anerkannt, dafs er und seine Söhne kaum Pressen genug verfertigen können.

Ein wichtiger Vortheil für Tharand ist das von dem Amtschirurgus Butter angelegte und in Aufnahme gebrachte Bad, was in der Folge den Tharandern

Bürgern noch gröſsern Nutzen verſchaffen wird. Der bloſse Miethzinnſs der Badegäſte iſt ſchon an ſich ein Gewinn, der ſolchen Häuſerbeſitzern, welche Quartiere vermiethen können, ehemals abgieng; übrigens weiſs man ja wohl, wie immer ein Nahrungszweig dem andern die Hand bietet und ſo das Ganze dabei gewinnt. Die zwei mineraliſchen Quellen, die beide durch Röhren in das neu errichtete Badehaus geleitet worden ſind, befinden ſich, ſo wie das letztere, auf der Weiſseritz-Seite der Stadt. Die eine der Quellen liegt zwiſchen dem Schloſsteich und der ſogenannten Steinwieſe, und die andere in der Gegend der obern Bretmühle nicht weit von der Weiſseritz. Die nächſte derſelben, die man nun den Sidonienquell benannt hat, iſt mit einem artigen Gebäude überbaut. Überhaupt muſs man dem Herrn Amtschirurgus Butter, deſſen mediziniſche Kenntniſſe von Vielen geſchätzt werden, zum Ruhme nachſagen, daſs er ſowohl in Abſicht der Bäder als auch in Anſehung des Äuſserlichen alles gethan hat, was ſeine Kräfte geſtatteten, und zwar in einem Zeitpunkte, wo er des guten Erfolgs, den die Einrichtung des Bades bisher gehabt hat, noch ungewiſs war. Auch hat er die ſogenannte Steinwieſe, die ihm des errichteten Bades wegen gegen einen gewiſſen Grundzinnſs vererbt wurde, gröſstentheils dem Vergnügen der Badegäſte gewidmet, und mehrere Gänge auf derſelben gezogen, die ſowohl mit Fruchtbäumen als andern Bäumen beſetzt ſind. Werden dieſe einſt gröſser geworden und die Wege mehr beſchattet ſeyn, ſo wird dieſe Wieſe gewiſs in der Folge ein noch angenehmerer Spaziergang werden. An der äuſsern Spitze derſelben iſt eine kleine mit Geſträuchen umpflanzte Hütte gebaut, deren Äuſseres und Inneres die Wohnung eines Holzhauers bezeichnet nnd die jedem Spaziergänger offen ſteht. Ganz nahe am vordern Eingang hat aber Herr Butter nun auch einen geräumigen Pavillon errichtet, der zu Bällen und groſsen Verſammlungen der Badegäſte und anderer Beſuchenden beſtimmt iſt, und auch von einzelnen Geſellſchaften zum Speiſen und geſellſchaftlichen Vergnügen bedungen werden kann. Neben der Wieſe flieſset die Weiſseritz vorbei; doch bleibt dazwiſchen noch immer ein angenehmer Spaziergang übrig. Überhaupt iſt Tharand an ſolchen Parthien bei weitem nicht ſo arm, als ſeine von ſteilen Bergen beſchränkte Lage vermuthen läſst.

Allein die anmuthigen Anlagen auf den beiden bewachsnen Gebirgsſeiten, die ſeit einigen Jahren der ernſten Natur umher gleichſam abgeſchmeichelt worden,

verdienen hauptſächlich einer nähern und ehrenvollen Erwähnung. Der Anfang dazu wurde im Jahre 1796 auf dem Markte des Orts mit Umzäumung eines grünen Platzes gemacht, der mit Pappeln und Kirſchbäumen bepflanzt ward. Dieſer artige Bezirk kann bei guter Witterung als ein offener Verſammlungsplatz betrachtet werden, weil er gleichſam den Wohnungen der Badegäſte zum Mittelpunkte dient und auch nicht weit von den beiden Wirthshäuſern entfernt iſt. Vor ſich und hinter ſich hat man die Ausſicht auf die beiden Gebirgsſeiten, ſo wie auf den in der untern Gegend mit Laubholz bewachſenen Schloſsberg, von welchem die Ruinen des alten Schloſſes hervorragen. Die Wege, die vormals, beſonders von dieſer Seite, zu denſelben hinauf führten, waren ziemlich beſchwerlich; man ſetzte ſie daher im nämlichen Jahre von allen Seiten in Stand, um den Schloſsberg bequemer erſteigen, und die höchſt intereſſante Ausſicht in die drei zuſammen laufenden Thäler, ohne groſse Ermüdung, genieſsen zu können.

Der natürliche Beifall, den jede Verbeſſerung fand, ermunterte nun zu gröſseren, die zugleich das Gepräge der Verſchönerung erhielten. Noch in eben dieſem Jahre begann man an dem ſogenannten Kienberge, und über denſelben, Spaziergänge anzulegen, die im folgenden Jahre vollendet wurden. Wem der angenehme Spaziergang in Carlsbad bekannt iſt, der an der hohen Gebirgsſeite ſich um den längern Theil der Stadt und um die beiden Verſammlungshäuſer herum zieht, kann ſich die leichteſte Vorſtellung von dieſen bequemen Spazierwegen machen; nur daſs die Steilheit des Bergs und mehrere Felſenmaſſen der Anlage derſelben unſtreitig gröſsere Hinderniſſe entgegenſtellten. Nun wandelt man an dieſem ſonſt unzugänglichen Berge bald unter Schatten, bald wieder im Freien, unter beſtändiger Ausſicht auf den gegenüber ſtehenden Somsdorfer Berg und in das Weiſseritzthal, mit groſser Bequemlichkeit hin, und findet an mehreren Plätzen, die der Ausſicht am günſtigſten ſind, willkommene Bänke zum Ausruhn. Von dieſem den Berg umgürtenden Wege ſchlingen ſich andere die Höhe deſſelben bis auf den Gipfel hinauf, und führen zu einem ländlichen Pavillon, der aus einer auf ſechs freiſtehenden Säulen ruhenden Strohkuppel beſteht, von welchem man einer ganz veränderten Ausſicht genieſst. Die nämlichen Wege führen alsdann zum vorigen wieder herab; allein, anſtatt ihm längs dem Weiſseritzthale zu folgen, kann man von dieſem Berge hinab

einen andern ſchönen Spaziergang wählen, der unter beſtändigen Schatten von Laub- und Nadelholze, welche hie und da anmuthige Durchblicke geſtatten, zu einer mit einem Raſendache bekleideten Köhlerhütte und nach dem ſogenannten Zeiſiggrunde führt. Verfolgt man aber den oben beſchriebenen Weg am Berge, ſo gelangt man endlich, an einigen Felſenwänden vorbei, in eine herrliche Buchen-Parthie, die unter die gröſsten Schönheiten der ganzen Gegend gehört. Es verdient nicht weniges Lob, daſs man dieſe erhabene Tempelhalle der Natur in dieſem Spaziergang gezogen. Noch ehe man dieſelbe betritt, krümmt ſich der Weg um kahle Felſenmaſſen herum, und auf einmal ſieht man ſich in einem geweihten Haine und fühlt ſich mit einem heiligen Schauer erfüllt. Es war eine rührende Überraſchung für mich, als ich dieſe feierliche Stätte zum erſten Male betrat. Nie prahle der mit Gefühl, der, ungehindert durch tiefe Verſchloſſenheit in ſich ſelbſt, an dieſem Orte vorüber zu gehen vermag, ohne der ſchönen Natur und ihrem erhabenen Schöpfer ein Opfer ſtiller Empfindung zu bringen! Und niemals werde die fällende Axt an dieſe ſchlanken Buchen gelegt, die trotz ihrer zwar männlichen Jugend ſich ſchon zu einer bewundernswürdigen Höhe erheben! — Der Weg umgiebt hier eine ſchmale, muldenartige, von allem Unterholze gereinigten Schlucht, die bis zum Weiſseritzgrunde, von oben bis unten mit dürrem Laube mehrerer Jahre bedeckt, ſich lehnend hinabzieht, und auf beiden Seiten wölben die hohen und ſchlanken Stämme der Buchen, an welchen man keine niedrigen Äſte erblickt, gleich einem Labyrinthe von Säulen, die Kronen zuſammen, und bilden den majeſtätiſchen Bogen zu dieſer herrlichen Halle. — Nur ungern folgt man dem Wege, der nun allmählig ſich wieder zum Weiſseritzthale hinabzieht, erfüllt mit dem Eindruck hoher Empfindungen, die nahe beim Ausgang durch Geſsners, des Malers der ſchönen Natur und des ländlichen Lebens, einfaches Denkmal, das gleichſam aus einer geräumigen Niſche des Gehölzes hervortritt, aufs neue freundlich beſchäftiget werden.

Von Geſsners Büſte herab führt nun ein Weg zur Rechten, bei einer pittoresken Bretmühle vorbei über eine neu angelegte Brücke auf den Somsdorfer Berg, auf welchem, nach Beendigung jener Spaziergänge, ähnliche gezogen wurden. Dieſer Berg hat einen noch wildern Charakter als jener; daher auch die Wege mit gröſserer Schwierigkeit, zuweilen über geebnete Felsklippen, geleitet

werden mufsten. Auch hier find, wie auf dem Kienberge doppelte Gänge. Der untere führt in der niedern Gegend des Bergs über der raufchenden Weifseritz zwifchen Kiefern und Fichten weg; oberhalb aber gelangt man am Rücken des Bergs auf zwei durch zerriffene Felsmaffen angelegte Fufssteige zu einem Pavillon mit vier vorftehenden Säulen, in welchen das Licht von oben herein fällt. Er ift nach einer Zeichnung unfers gelehrten und gefchmackvollen Hofbaumeifters Weinlig gebaut, und erfüllt die Abficht des Baues vollkommen. Hier zeigt fich eine fchöne Gelegenheit, wenn anders die Mittel es künftig erlaubten, einen Wafferfall anzubringen, der fich über die gefpaltenen Felsmaffen ins Thal hinab ftürzte. Das Ganze würde dadurch nicht wenig gewinnen, fo angenehm auch fchon itzt diefe Spaziergänge find, die jene des Kienbergs an Bequemlichkeit beinahe noch übertreffen, obgleich die Natur hier wilder erfcheint. Mit diefem Charakter ftimmen auch die an mehreren Orten angebrachten Ruheplätze überein, die gemeiniglich aus Felfenbänken beftehen. Sie gewähren faft überall gleich vortrefliche Durchfichten über den Schlofsberg hinweg nach den Tharander Kalkbrüchen und nach dem fogenannten Klippermühlenthale. Nicht weit vom Bade führen alsdann die Wege vom Berge wieder allmählig hinab.

Jede diefer Spazier - Anlagen hat aufser der Annehmlichkeit, die fie im Ganzen gewähren, noch ihren eigenthümlichen Werth. Den zum Steigen fo willkommenen Schatten gewähret der Somsdorfer Berg des Morgens, und der Kienberg des Abends. Durch eine diefer Anlagen war fchon für Freunde der Natur, die nicht blos die Ebene fuchen, treflich geforgt, durch beide diefes Vergnügen vervielfacht. Sonft war man genöthiget, faft immer die nämlichen Wege in der Fläche zu wählen; durch jene Anlagen hingegen ift über die eingefchränkte Gegend des Orts eine unterhaltende Mannichfaltigkeit verbreitet, die ihre Reize vermehrt. Und diefe Anlagen, wem hat man fie zu verdanken? — Einen Theil der Antwort giebt die an beiden Haupteingängen befindliche Innfchrift:

Spazierwege, durch öffentliche Wohlthätigkeit angelegt.

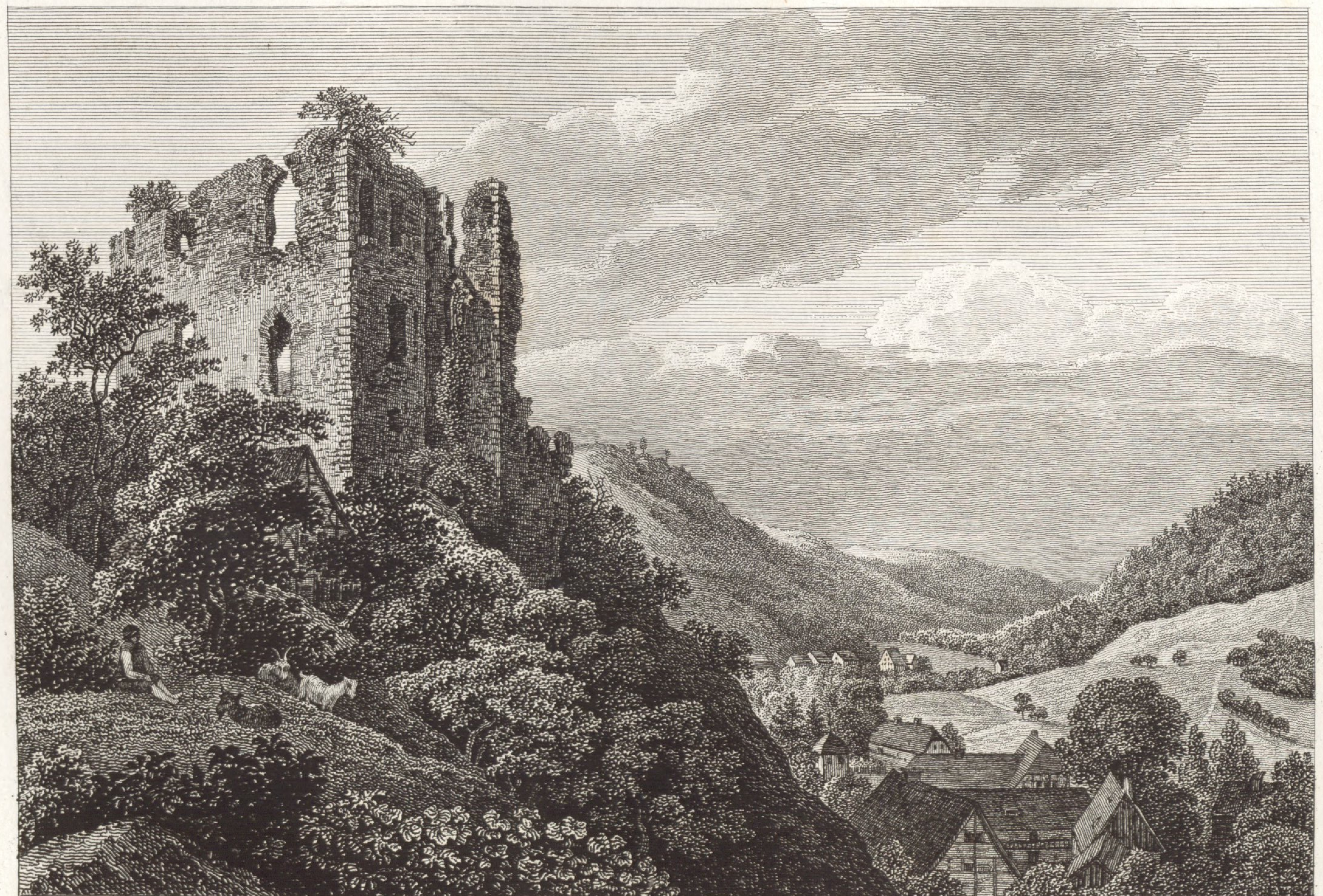
Von den Bewohnern des Städtchens war eine Verfchönerung ihrer Gegend wohl nicht zu verlangen. Der Herr Hofrath Freiherr von Lindemann unter-

nahm es daher, durch freiwillige Beiträge derer, die Tharand besuchen, von Zeit zu Zeit unterstützt, diese Baue zu leiten, und erwarb sich dadurch, sowohl bei Allen, die einigen Sinn für wahre Naturverschönerung haben, als um die Bürger von Tharand, ein grosses Verdienst; denn seit diese Gegend an Anmuth gewonnen, hat sich der Wohlstand der Bürger sichtbar vermehrt. Die Anlagen selbst haben dasigen Handwerksleuten und Tagelöhnern, bei deren Wahl man auf Geschicklichkeit, Fleiss und Bedürfniss Rücksicht genommen, durch Arbeit Nahrung gebracht, und ein Theil dieser Arbeit dauert auch fort, weil die Anlagen doch von Zeit zu Zeit unterhalten zu werden bedürfen. Im Ganzen sind aber die Kosten, die alle bisherige Baue verursacht haben, wirklich gering, wie aus den Rechnungen erhellt, die jedermann öffentlich vorgelegt werden. Bisher ist alles in bester Ordnung erhalten worden, ein wahres Lob, was dem in Tharand wohnenden Herrn von Metzsch gebührt, der über alle diese Anlagen die beständige Aufsicht führt.

Die ehrwürdigen Ruinen des alten Schlosses sind aber freilich der Hauptschmuck der Gegend; denn eben dadurch bekömmt sie ihren romantischen Ton. Ich kann den Leser, der mir gefolgt ist, nicht aus derselben hinwegführen, ohne ihm noch eine andere Ansicht der verödeten Burg zu zeigen, die man von einem Spaziergang am Kienberg hinter derselben geniesst. Aus diesem Standpunkte zeigen sich

DIE RUINEN VON THARAND MIT DER AUSSICHT IN DEN PLAUISCHEN GRUND

von einer nicht minder vortheilhaften Seite; allein der Raum ist zu eng, das Ganze im Bilde gehörig wieder zu geben. Das Thal, was zwischen den Gruppen der Berge, wie sie von hier aus erscheinen, sich vorwärts hindurch schlingt und hinter denselben verliert, ist der nämliche Weg, auf dem man nach Tharand gekommen, und den man auch wieder zurück nimmt.



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Die Ruinen von Tharand mit der Aussicht in den Plauischen Grund.

Auf dem Heimwege durch diesen herrlichen Grund erwartet den Freund der schönen Natur ein neues Vergnügen. Er sieht nicht nur die reizenden Gegenden wieder, die seine Gefühle schon so angenehm beschäftiget haben; er erblickt sie auch in veränderten Gestalten, und dadurch gewinnen sie für ihn einen Reiz der Neuheit. Mit jeder Wendung des Thals treten neue Gemälde hervor, und alle bereits gesehene Gegenstände erhalten durch die veränderte Lage, in der sie erscheinen, eine neue Bezeichnung. Die Berge gewähren von dieser Seite eine andere Ansicht; die Gruppen bilden sich anders, und alles steht nun für das Auge in andrer Beziehung: allein das Einzelne stimmt eben so mit dem Ganzen zusammen, wie von der entgegengesetzten uns schon bekannten Seite betrachtet. Diess lerne der Naturkünstler in seinen Gebilden mit gleicher Wirkung zu leisten, und schaffe kein Bauwerk, was nur einen einzigen Schaupunkt gestattet. In solchen Anordnungen unterscheidet er sich von dem Landschaftsmaler. Obschon er die gefälligste Wirkung der Hauptansichten in seinen Natur-Anlagen nach ähnlichen Regeln des Geschmacks und der Kunst hervorzubringen bemüht seyn muss, so darf er doch niemals vergessen, dass jener nur Täuschung erregen will, wo er eine wirkliche Darstellung liefert. Er hat für mehr als einen Gesichtspunkt zu sorgen, wenn gleich die übrigen dem wichtigsten untergeordnet bleiben. Der Gartenkünstler, dem er die Hand reicht, steht zwischen ihm und dem Landschaftsmaler gleichsam in der Mitte; der beschränktere Raum seiner Schöpfung gebietet ihm nur auf die möglichsten Wirkungen Rücksicht zu nehmen, die seine Anlagen in diesem Raume zu leisten vermögen, und bekümmert sich wenig um jene, die sie ausser demselben hervorbringen könnten. Er verbindet die Wahrheit mit Täuschung, und darf es, wenn er vermeidet, ins Unnatürliche und Tändelnde zu fallen. Der Naturkünstler hingegen muss sich fast niemals Täuschung erlauben: er biete der Wahrheit der Natur wieder Wahrheit dar! Sein Zweck ist nicht, in einem bestimmten Bezirke eine schöne Natur im Kleinen zu schaffen; er unternimmt die Natur zu verschönern, zu veredeln und noch mehr zu beleben. Die vollkommensten Werke des Landschaftmalers, des Gartenkünstlers, und des Naturkünstlers, lassen sich einigermassen, wie es mir in diesem Augenblicken erscheint, mit der Darstellung eines Malers, eines Bildhauers, und dem wahren lebendigen Vorgang einer grossen oder rührenden menschlichen Scene vergleichen. Der Maler vermag uns mit aller seiner Kunst nur durch Täuschung zu rühren; der

Bildhauer giebt uns wahre Geſtalten, und läſst uns, indem er uns um die Scene herum führt, unter Erwartung des Hauchs der Belebung die Täuſchung vergeſſen; der wirkliche Vorgang der Handlung bemächtiget ſich unſrer ganzen Empfindung. Denn Täuſchung berührt nur die Saiten der Seele, doch Wahrheit ergreift ſie. Je edler ſie aber erſcheint, deſto williger beugen ſich unſere Herzen vor ihr.

Das ſchöne bewachſene Thal von Tharand bis Hainsbach enthält zwar nicht die groſse Mannichfaltigkeit an Gemälden, wie die übrigen Theile des Grundes; allein es gefällt drum nicht minder durch ſeine grüne Bekleidung, die beſonders im Frühling das Auge entzückt. Selbſt dieſe Verſchiedenheit hebt es hervor und giebt ihm einen eigenthümlichen Werth. Auſser den Reizen des lebhaften Grün, das die Fluren und Berge ſchmückt, beſchäftigt das ſonderbare und ſteile Gebirge, welches der Backofenberg genannt wird, mit ſeinen ſcheinbaren Ruinen auf der Höhe der Wand, die Aufmerkſamkeit des Beobachters am meiſten. Die Weiſseritz nahet ſich endlich wieder der Straſse, ſobald man am Rieſenbette vorbeikömmt, und ſo wie man Hainsdorf im Rücken hat, thut ſich die reizende Ausſicht in das weitere Thal wieder auf, in welchem der Windberg durch Höhe und Geſtalt die ganze Gegend beherrſcht.

Von hier aus geſehen, zieht dieſer beträchtliche Berg, der auf der Mittagsſeite von keinem Gehölze bedeckt iſt, beinahe in gleicher Höhe, ſich eine ziemliche Strecke zurück. Einer alten Sage zufolge, die ſich bis itzt unter den Einwohnern der Gegend erhalten, ſoll auf dem Gipfel des Bergs ein Schloſs geſtanden haben, wovon aber, weder auf dem Berge ſelbſt, noch in den älteſten Nachrichten, die mindeſte Spur zu finden iſt. Deſto treuer hat ſich ein Volksmährchen erhalten, das artig genug iſt, um dieſem Berge zu Ehren es nachzuerzählen. Man weiſs ja, daſs hohe Gebirge für Abentheuer und Zauber von jeher Lieblingsſitze geweſen. Die Ehrfurcht, welche ſo ungeheure Maſſen erregen, verwandelt ſich bei ungebildeten Völkern in Furcht, und Furcht iſt die Mutter von tauſend Wundergeſtalten. Daſs unſer Windberg zu ähnlichen Fabeln Anlaſs gegeben, iſt leicht zu begreifen, da er der höchſte der Gegend iſt, und vormals, wo noch die ganze Gegend mit Waldung bedeckt war, durch ſeine dunkle Bekleidung noch ſtärkern Eindruck gemacht haben muſs, als itzt. Das

Mährchen von einem Zauberſchloſſe im Innern des Bergs iſt den Bewohnern der daſigen Dörfer deſto treuer im Gedächtniſſe geblieben, je wünſchenswerther die Schätze ſind, die es verbirgt. Noch in dieſem Jahrhunderte glückte es einem alten Muſicanten aus Burg, dieſe Geiſterburg zu betreten. Hier iſt das Mährchen, wie es erzählt wird.

DAS ZAUBERSCHLOSS.

In Burg am Windberge wohnte vor Jahren ein alter Dorfmuſicant, der in der ganzen Gegend beliebt war; denn alle Mädchen und Burſche behaupteten, daſs ſich's nach ſeiner Geige am beſten tanze. Die Beine hoben ſich wie von ſelbſt, und auch die ungeſchickteſten Tänzer muſsten Takt halten, ſie mochten wollen oder nicht. Dieſs lag nun einmal ſo in ſeiner Geige. Rothkopfs Görge, ſo hieſs der luſtige Fiedler, war alſo in allen Schenken willkommen und wurde zu allen Kirmſen und Hochzeitfeſten beſtellt. Eines Sonntags, als er den Bauern von Deuben zum Tanze aufgeſpielt hatte und in der Mitternachtsſtunde einſam nach Hauſe gieng, überrechnete er den Ertrag ſeiner Geige, und dachte dann an den künftigen Sonntag, zu welchem er wieder beſtellt war. So vergieng ihm die Zeit, und unvermerkt kam er zum Windberg. Da fiel ihm auf einmal das Zauberſchloſs ein, von dem er in ſeiner Jugend ſo vieles gehört hatte. Du biſt doch nun, ſprach er bei ſich ſelbſt, ſchon manches liebe Jahr und zu jeder Stunde der Nacht da vorübergegangen und haſt noch niemals etwas von dieſem Zauberſchloſſe geſpürt: wer weiſs, ob es wahr iſt. Mir ſollte Niemand erſcheinen und mir gebieten zu folgen: ich faſste mir wirklich ein Herz und füllte mir meine Taſchen mit Gold. Ja, wer nur den Eingang ins Zauberſchloſs wüſste!

Den will ich dir zeigen, erwiederte ihm ein Mann, den er niemals geſehen, und der ihm itzt gerade in den Weg trat. Der arme Görge erſchrack ſo gewaltig darüber, daſs er nicht einmal zurück zu treten vermochte, und ſo freundlich auch immer die Antwort des Unbekannten erklang, ſo ſah es doch um das Herz, was er ſich vorhin zu faſſen getraute, gar jämmerlich aus. Komm, folge mir getroſt, verſetzte der Berggeiſt, du wirſt im Schloſſe von einer hohen Geſellſchaft erwartet, um ihr zum Tanze zu ſpielen; ſie wird dich gnüglich

bezahlen, daſs du dein Leben lang haſt, was du brauchſt: aber hüte dich ja im Schloſſe zu reden, und fordere ja nicht, wenn man dich fragt, was du für deine Muſik begehreſt. Rothkopfs Görge war ganz verſteinert vor Schrecken. Der Berggeiſt gieng vor ihm her und winkte ihm zu kommen, und Görge folgt ohne es zu wollen. Was hälf' es dir auch, wenn du flöheſt, vermochte er doch noch bei ſich zu denken, er würde dich bald ergreifen und dir wohl gar das Genick brechen. Mit Inbrunſt ſtammelte er das ſtets ſo bewährte „Alle gute Geiſter etc." was ſchon ſo Manchem in gleichen Ängſten geholfen, und wankte zitternd hinter ihm drein.

Durch einige ſchaurige Wege, die Rothkopfs Görgen, ſo gut er auch am Windberge Beſcheid wuſste, gänzlich unbekannt waren, und die er ſich auch niemals wiederzufinden getrauete, gelangten ſie endlich an ein groſses leuchtendes Thor, das ſich plötzlich, ſobald ſie in den geräumigen Vorhof getreten waren, von ſelbſt wieder ſchloſs. Der Muſicant glaubte, er werde aus dieſem bezauberten Schloſſe wohl nun nie wieder kommen; denn wenn der Ton ſeiner Geige dem Berggeiſt gefiele, ſo könne es demſelben leicht in den Sinn kommen, ihn gar zum Hofmuſicanten au machen. Zwiſchen Furcht und Erſtaunen getheilt durchgieng er den mit Fackeln erleuchteten Vorhof, und erblickte dann mehrere prächtige und hohe Gebäude und Thürme, die kaum, nach ſeinem Augenmaaſse zu ſchlieſsen, im Windberge Platz haben konnten, und alles war hell und erleuchtet wie mitten am Tage. Sein Führer gieng ſtets vor ihm hin und brachte ihn durch das Hauptgebäude in einen groſsen von vielen tauſend Kerzen erleuchteten Saal, wo eine groſse Geſellſchaft von Herren und Damen, in ſchwarzer altdeutſcher Tracht und mit köſtlichen Perlen und Edelgeſteinen geſchmückt, ihn augenblicklich umringte und von oben bis unten mit ſcharfen Augen betrachtete. Ihm pochte das Herz gewaltig; ſein Führer aber winkte ihm freundlich und führte ihn durch den verſammelten Kreis zu einem Camin mit dem deutenden Winke, ſich nun auf der Geige hören zu laſſen. Auch hier umgaben ihn, während er ſtimmte, die Herren und Damen, und endlich erhielt er das Zeichen zum Anfang. Es begann eine Art von Tanz, dergleichen er weder in Burg, noch in Deuben, noch auf den andern Dörfern umher, jemals geſehen hatte. Das Sonderbarſte von allem war aber, daſs er dazu mit der gröſsten Fertigkeit eine Muſik ſpielte, die er in ſeinem Leben noch niemals

gehört hatte, und von der er auch nachher nie wieder einen Ton hervorbringen konnte. Als sich die Gesellschaft ohngefähr eine Stunde, nach seinem Bedünken, mit dem Tanze belustiget hatte, kam jedes Paar mit ernsthaften Schritten und schweigend auf ihn zu, und nun betrachteten sie ihn mit Blicken, vor welchen seine Augen zu Boden sanken. Endlich trat einer der Herren aus dem Kreise hervor und sagte: Was foderst du für eine Belohnung? Bei allem Angstschweiss gedachte doch Görge der Ermahnung des Führers: er zog seinen zwischen die Knie geklemmten Huth hervor, hielt ihn mit dehmüthiger Geberde offen vor sich hin, und gab durch eine Bewegung zu erkennen, als sei er mit allem zufrieden. Da ergriff der nämliche Herr eine Kohlenschaufel, fuhr damit in den Haufen der im Camine glühenden Kohlen, und schüttete sie Görgen in den Huth. Dieser entsetzte sich darüber nicht wenig; allein in demselben Augenblicke trat der bekannte Führer herbei, und winkte ihm freundlich, er solle ihm folgen. Görge gehorchte sogleich, voll banger Erwartung, was weiter erfolgen werde, und sah sich in kurzem zu eben dem Thore zurück begleitet, durch welches der freundliche Mann ihn eingeführt hatte. In diesem Augenblick war auch der Führer und mit ihm die ganze Erscheinung verschwunden; Rothkopfs Görge aber befand sich, von der finstersten Nacht umhüllt, auf dem nämlichen Platze, wo ihm der Geist in den Weg getreten war.

Nachdem er sich von seiner betäubenden Angst wieder ein wenig erholt hatte, verfolgte er den wohlbekannten Heimweg mit eiligen Schritten, und dachte der wunderbaren Begebenheit nach. Er ärgerte sich im Geheim nicht wenig über die höllische Belohnung, die er in seinem Huthe vor sich hin trug, und hätte die Kohlen gern auf die Seite geworfen, wenn er nicht die vermeinten bösen Geister, die im Windberge hauseten, wider sich aufzubringen befürchtet hätte. Es war ihm ohnediess nicht wohl dabei zu Muthe, dass der Huth immer schwerer wurde; die Last nahm mit jedem Schritte zu, und kaum vermochte er sie mehr zu tragen: allein die Furcht gab ihm Kräfte, und so schleppte er sie gedultig mit fort. Kaum aber hatte er seine Wohnung erreicht und die Hausthüre aufgeschlossen, so schüttete er die schweren Kohlen nebst dem, was sie sonst noch erschwert haben mochte, mit einem Male auf die Seite, und warf die Thüre geschwind hinter sich zu. Er kroch so eilig,

als möglich, in ſein Bette, zog die Decke über den Kopf weg, und drückte noch unter derſelben die Augen ſo feſt zu, als er konnte, allein die Bilder des Zauberſchloſſes ſchwebten ihm noch immer vor Augen, bis endlich die Müdigkeit der Geſchäftigkeit ſeiner Einbildungskraft Einhalt that, und der ganze Görge mit Leib und Seele in einen tiefen Schlaf verſank.

Als er am Morgen erwachte, ſtand der ganze Zauber mit aller Lebhaftigkeit wieder vor ihm da. Er ſprang ſogleich aus dem Bette, um ſeinen Huth zu beſehen, der ſeiner Meinung nach gänzlich verbrannt ſeyn muſste; aber zu ſeinem gröſsten Erſtaunen fand er den Huth unverſehrt. Indem er ihn ſo verwundert von allen Seiten herumdrehete, fiel aus einer kleinen Öffnung im Futter ein Goldſtück heraus, dergleichen er noch nie eines in Händen gehabt hatte. Auf einmal enträthſelte ſich ihm nun die Belohnung mit den glühenden Kohlen, ſo wie die ſich immer vermehrende Schwere derſelben. Mit groſser Begierde ſprang er vors Haus, nach den ausgeſchütteten Kohlen zu ſehen; allein ſtatt der gehofften Goldſtücke fand er nichts als ein Häufchen todter Steinkohlen. Er raffte ſie alle emſig zuſammen und trug ſie hinein auf den Tiſch; aber ſie wollten weder erglühen noch in Gold ſich verwandeln. Er that ſie wieder in den Huth; doch auch dieſer Verſuch lief fruchtlos ab.

Da ſtand nun Rothkopfs Görge und krazte ſich hinter den Ohren, daſs er ſein Glück ſo verſcherzt hatte. Das in dem Huthe gefundene Goldſtück machte ihn ärmer als er geweſen war, weil es ihn beſtändig an ſeinen Verluſt erinnerte. Da er aber als ein luſtiger Spielmann von Natur keinen Hang zur Schwermuth beſaſs, ſo ergab er ſich endlich darein; und nach einigen Jahren ſchien er ſogar froh darüber, daſs er nicht zum reichen Manne geworden war: Denn, ſprach er zuweilen, ſchon das eine Goldſtück hat mir Unmuth und Sorgen genug gemacht, wie ſehr würde mich nicht erſt ein ganzer Huth voll ſolcher Goldſtücke gepeiniget haben!

Mit Lächeln denkt man an das Mährchen vom Zauberſchloſſe, wenn man dem erhabenen Berge näher kömmt; und ſich dem Eindruck überläſst, den ſeine Höhe vor allen übrigen Bergen hervorbringt. Allein der ſchief gegenüberſtehende Burgwartsberg macht ihm vielleicht die Gröſse der Reichthümer ſtreitig, welche die Fabel ihm zuſchreibt; denn in dieſem iſt eine ganze Braupfanne voll Gold verzaubert. Auch ſieht man zuweilen ein Licht auf dem Berge, was das ſicherſte Zeichen eines dort verborgenen Schatzes iſt. — Wem einſt die Hebung dieſer Schätze beſtimmt iſt, dem wünſch' ich zugleich Geſchmack an der ſchönen Natur, um dieſe ganze Gegend an ſich zu kaufen und ſie zu einem Ideale romantiſcher Landſchaft zu bilden.

Doch es iſt Zeit, die Fabel bei Seite zu ſetzen, und wieder auf intereſſantere Gegenſtände zurück zu kommen. So unwahrſcheinlich es iſt, daſs dieſes ganze Thal, nebſt den auf den Höhen liegenden Rittergüthern, jemals einem einzigen Herrn gehören werde, ſo will ich doch itzt dieſen Fall als möglich annehmen, um meine Gedanken über eine Verſchönerung dieſer herrlichen Landſchaft mitzutheilen, und um den Unterſchied, der zwiſchen Naturgärten und verſchönerten Landſchaften Statt findet, einigermaſsen zu beſtimmen und anſchaulich zu machen.

Sobald dieſe ganze Gegend zuſammen gehörte, ſo würde ſie mit Recht eine bedeutende Herrſchaft heiſsen, und der Beſitzer derſelben beſäſse Vermögen genug, die Verſchönerung möglich zu machen, die ich mir denke. Der Ertrag der ſämmtlichen Güther, der eher vermehrt als vermindert würde, verbunden mit dem Ertrage der bedeutenden Kohlenwerke, der Mühlen, des Bierbrauens, der Waldungen, würde gewiſs beträchtliche Einkünfte geben. Bei ſolchen könnte dann ſchon der Beſitzer ein groſses geſchmackvolles Landhaus haben, was ihm zur beſtändigen Wohnung diente. Die ſchicklichſte Stelle dazu, in Rückſicht auf Himmelsgegend und Ausſicht, ſcheint mir die Höhe von Döhlen zu geben. Hier läg' es über die Fläche des Thals erhaben, ohne deswegen einer beſchwerlichen Anfahrt ausgeſetzt zu ſeyn, und beherrſchte daſſelbe nebſt den ſanfteren Höhen, die zu demſelben herabſteigen, bis zu den Eingängen der beiden bekannten Gründe, davon der eine nach Dresden, der andere nach Tharand führt. Gegenüber läge der majeſtätiſche Windberg, der gerade von

dieſer Anſicht, mit der Fläche und den Gruppen der übrigen Berge verbunden, eine Landſchaft im edelſten Style darbietet. Denkt man ſich nun das groſse reizende Landhaus, mit ſeinen zu beiden Seiten liegenden Nebengebäuden, auf dieſer mäſsigen Höhe, ſo wird man geſtehen, daſs dieſs ſchon allein eine groſse Verſchönerung wäre. In der Nähe des Hauſes können Frucht- und Gemüſsgärten ſeyn, und ſelbſt ein botaniſcher Garten von freierer Form; nur aber kein ſogenannter engliſcher Garten in dem gewöhnlichen Sinne des Worts; denn wo die Natur an ſich ſelbſt ſo groſse Reize beſitzt, erſcheinet die Kunſt, die ſie nachahmen will, nur immer als Spielwerk. Dieſs ſchlieſst jedoch gefällige Schattenparthien nicht aus, und dieſe, mit den rückwärts liegenden Bergen und Schluchten durch Wege verbunden, würden immer ſehr angenehme Spaziergänge gewähren.

Wer würde es wohl dem reichen Beſitzer des Grundes verdenken, wenn er, nachdem er ſich nun einen ſchönen Wohnſitz geſchaffen, auch auf den Gedanken verfiele, durch einige Baue romantiſcher Art das übrige Thal zu verſchönern, und ſo das Ganze in eine Verbindung zu bringen, die auch den Zuſammenhang der Beſitzung verriethe. Die gegenüberſtehende Landſchaft, die er beſtändig vor Augen hat, wird ihn daher am erſten beſchäftigen. Ihre natürliche Schönheit iſt allerdings eines höhern Reizes empfänglich; und dieſen können ihr nur Gebäude gefälliger Formen geben. Gedächte vielleicht der Beſitzer noch ein anderes Landhaus zu bauen, das er ſelbſt zuweilen eine Zeitlang bewohnen, oder wohl auch für Freunde, deren Nähe er ſich zum öfteren Umgange wünſcht, beſtimmen möchte, ſo würde dieſe Abſicht mit dem Verſchönerungsplane der vortreflichen Landſchaft ſehr vortheilhaft zu vereinigen ſeyn.

In dieſer Hinſicht dünkt mich die Mittagsſeite des Windbergs, die ſich eine ziemliche Strecke in gerader Richtung nach dem kleinen Windberge zurück zieht, und welche man auf dem Rückwege von Tharand zur Anſicht hat, in ſeiner unterſten Gegend, die immer noch hoch genug iſt, die ſchicklichſte Stelle für das beſchloſſene Landhaus, theils um dem Gebäude ſelbſt eine herrliche Ausſicht zu geben, theils um die ganze Landſchaft für die Ausſicht des Wohnſitzes zu heben, obſchon daſſelbe von hier aus faſt nur von der Seite erſchiene Die Lage verlangt ein Gebäude von bedeutender Gröſse um die gehoffte Wirkung

zu thun, und die Schönheit der Landschaft ein Gebäude vom edelsten Styl. Die Wege könnten von da über die schöne Terrasse geleitet werden, die der Windberg auf der Abendseite bildet, von welcher man das ganze geräumige Thal übersieht, und ohne dem Feldbau daselbst den mindesten Abbruch zu thun. Überhaupt würde dieser Verschönerungsplan der wirklichen Nutzung wenig entziehen, ein einziges Erdstück ausgenommen, was zwischen dem Windberg und der Schweinsdorfer Höhe, wo die Kalköfen liegen, durch die Weisseritz gleichsam vom übrigen Thale abgeschnitten wird. Der Gegend fehlt ohnediess zu grösserer Schönheit eine ansehnliche Masse von Wasser, und zu einer solchen würde diess Erdstück sich wesentlich eignen. Eine Art von See, dem theils die Weisseritz, theils der zwischen dem Windberge und der Schweinsdorfer Höhe herabfliessende Peissenbach das nöthige Wasser verschafften, würde hier eine vortrefliche Wirkung thun; und diese Verschönerung würde dem Ertrage des Grundstücks keinen Nachtheil bereiten, weil der Fischfang die Ärnten ersetzen würde. Ein malerisches Fischerhaus, die nöthigen Dämme und schattige Gänge am See, mit dem obern Gebäude verbunden, wär' alles, was diese Parthie noch verlangte. Freilich würden dann auch die Kalköfen, die auf der Höhe vor Schweinsdorf liegen, eine pittoreske Bekleidung verlangen, und weiter hin könnten sich einige Schweizerhäuser, statt anderer Bauerhütten, auf dem Hügel zerstreuen.

Schon Mancher, der mich in diesen Träumen mit einigem Wohlgefallen belauscht, hat vielleicht im Stillen auch dem Gipfel des Windbergs eine Zierde gewünscht. Allerdings ist ihm eine bestimmt, damit er durch sie der ganzen umliegenden Gegend noch merkbarer werde, und zugleich das schöne Gemälde vollende, in welchem er der wichtigste Gegenstand ist. Ein Tempel des Aeolus wäre unstreitig sein angemessenster Schmuck. Der Name des Bergs und die frei liegende Höhe desselben, die nicht blos das Thal, sondern den grösten Theil der fernen Gegend beherrscht und immer mit Winden umweht ist, wenn auf den niederen Bergen kaum ein Zephyr mit den Blättern der Bäume spielt — beide wären gewiss Bewegungsgründe genug, ihm solch ein Gebäude vor allen andern zu widmen. Aber ja keinen Tempel kleinlicher Art, den man von unten kaum erblicken möchte! Er muss mit der Grösse des Bergs und mit der Absicht seiner Erbauung in einem gewissen Verhältniss stehen. Die Bestim-

mung desselben verlangt, dass er offen sei. Bezeichnen kann ihn das Standbild des Aeolus, was seinen Platz unter der Mitte der Kuppel verlangt. Die Zahl der Säulen, welche sie tragen, wird nach der Grösse des Tempels bestimmt, und jede Öffnung derselben nach einem besondern Winde gerichtet. — Unstreitig würde dadurch das Thal unendlich verschönert; und welch ein Gemälde — des bezauberten Pinsels eines Claude würdig — stellte dann die veredelte Landschaft mit diesem prangenden Tempel, der an der Seite des Windbergs liegenden Villa, dem gegenüber stehenden interessanter gewordenen Hügel, und dem zwischen beide sich schmiegenden See dar!

Der Potschappler Berg, der von dem Wohnsitz zu rechnen, zur Linken ins Thal hervortritt und gleichsam vom Windberge abhängig scheint, gruppirt sich ebenfalls schön mit allem, was ihn umgiebt. Das unter ihm liegende Dorf mit seinen umschliessenden Fluren giebt ihm von allen Seiten den Charakter ländlicher Anmuth. Man kann nicht umhin, ihm ein Gebäude zu wünschen, das nicht nur diese Gegend für sich noch muntrer und lächelnder mache, sondern das auch für das Ganze von mannichfaltiger, und, in Beziehung auf ländlichen Werth, von schicklicher Form sei. Hier würde mir nun eine nach holländischer Art auf rundem Gemäuer errichtete Windmühle ein angemessener Bau zu seyn scheinen. Ein solches Gebäude ist in jeder Landschaft ein malerischer und belebender Gegenstand, und würde besonders hier die erwünschteste Wirkung thun. Die Windmühle wäre dem Tempel des Aeolus gleichsam untergeordnet, so wie es der kleinere Berg dem grössern ist. Der Tempel selbst erhielte dadurch eine sprechendere Beziehung, und die Windmühle setzte, sowohl als blosses Gebäude betrachtet, als in dem erhaltenen regsamen und ländlichen Charakter, die Verbindung fort, die über das Thal, auch schon dem blossen Überblick nach, verbreitet seyn müsste.

Die auf der andern Seite des Thals befindlichen Höhen verdienen nicht minder zu dieser allgemeinen Verschönerung mitzuwirken. Wie Schade ist es in jeder Hinsicht, dass die Ruinen der alten Burg auf dem Burgwartsberge nicht mehr vorhanden sind! Sein Name, den er von derselben noch führt, und seine dazu gebildete Lage erregen den lebhaften Wunsch, sie wären noch da. So verzeihlich es ist, der malerischen Wirkung wegen, auf eine bedeu-

tende Höhe eine Ruine zu ſetzen, weil, wenn man ſie bloſs vom weiten erblickt, der Anſchein wenigſtens täuſcht; ſo bin ich im Ganzen doch wenig dafür geſtimmt, Ruinen zu bauen. Aber hier, wo der Name des Bergs die Täuſchung vermehrt, wo wirklich eine Ruine geſtanden, ſcheint mir es erlaubt, eine andere an ihre Stelle zu ſetzen. Es könnte ja ſcheinen, man habe die eingefallenen Maſſen wieder geſammlet und aufeinander gethürmet, um das Andenken an die vormalige Burg in ihren Ruinen zu erhalten; aber freilich müſsten dieſe dem Charakter der Vorzeit völlig gemäſs und nicht von gröſserem Umfange ſeyn, als die Vermuthung geſtattete, um die gewünſchte Täuſchung nicht unwahrſcheinlich zu machen. Das Innere könnte noch immer einem Kohlenhauer oder ſonſt einem Bergvogt über die daſigen Pflanzungen und Gänge zur Wohnung dienen, und ſo bekäme das Thal eine wahre Verſchönerung mehr.

An dieſer Gebirgsſeite hin, gegen Morgen, von der Roſsthaler Höhe herab, ſcheint eine beträchtliche Strecke eine taugliche Lage zum Weinbau zu haben. Der Beſitzer der Gegend hat, wie ich ſchon vornen erwähnt, bereits einen Weinberg da angelegt, und ihn mit einem Gebäude verſehen. Mich dünkt, ein breiterer Strich mit Reben bepflanzt, und maleriſche Winzerhütten, wie man in Italien an der Küſte des adriatiſchen Meers hin findet, oder auch andere Hütten von mannichfaltiger Art und gehörig geordnet, würden hier eine eben ſo zweckmäſsige Anlage, als ein willkommener Anbau zur allgemeinen Verſchönerung ſeyn.

Im Innern des Thals würde ich wenig Veränderung wünſchen, auſser was etwa die Leitung der Wege und andere Kleinigkeiten beträfe. Aber ein paar Gebäude für ländliche Freuden, die der Beſitzer der Herrſchaft in wohlthätiger und moraliſcher Hinſicht, den Unterthanen zu Liebe errichtete, und die doch zugleich die Annehmlichkeit der Gegend vermehrten, ſchienen mir noch zu wünſchende Baue von unerheblichen Koſten zu ſeyn.

In dieſer Hinſicht würde ich auf einer von der Weiſseritz gebildeten Inſel, in der Gegend des Eiſenhammers zwiſchen dem Kulben und Potſchappel, einen ländlichen Ärntetempel erbauen, und dieſen Platz dem Vergnügen des Landvolks zum Ärntefeſte beſtimmen. In der obern Gegend des Thals hingegen,

auf dem noch geräumigern Erdſtück, was die rothe und die wilde Weiſseritz bei ihrem Zuſammenfluſs bilden, nicht weit von Klein - Cosmannsdorf hin, würde ich, zu ähnlichem Zweck, einen Tempel der Eintracht errichten. Hier dürften ſich alle Unterthanen, die nicht mit einander in offener Zwietracht lebten, an einem beſtimmten Tage im Frühling, vielleicht in der Pfingſtzeit, verſammeln, und Theil an allen Vergnügungen nehmen, die der Beſitzer der Herrſchaft ihnen beſtimmte. Hier würde für mancherlei Spiele geſorgt: es würde getanzt, und Bier und Kuchen genoſſen; und die Gemahlin des Grundherrn fände vielleicht ein Vergnügen darin, die Bräute darunter, die an der Hand der Geliebten an dieſem Feſte erſchienen, mit Geſchenken nützlicher Art zu erfreuen; der Gemahl hingegen beſchenkte die Greiſse beider Geſchlechter, und führte die Jubelpaare zum Tempel, und gäbe dadurch der Jugend ein Beiſpiel, das Alter würdig zu ehren. — Was für glückliche Tage für Alle, ſelbſt für die Herrſchaft! Gewiſs umſchlänge mit jeder Erneuerung dieſes erfreulichen Feſtes die Herrſchaft und Unterthanen ein immer ſanfteres und feſteres Band.

Der Beſitzer, der ſeine reizende Herrſchaft gewiſs mit jedem Jahre lieber gewänne, würde bei ihrem beträchtlichem Umfang genug Veranlaſſung finden, noch hie und da etwas zu erbaun und dieſs oder jene Plätzchen geſchmackvoll zu nützen. Vielleicht gefiele es ihm an einem ſchicklichen Orte einen ſchweizeriſchen Maierhof zu errichten, oder vielleicht in der Gegend, aus welcher die wilde Weiſseritz ſchäumend herabfließt, ein kleines Waldhaus zu bauen, oder unten am Windberg neben dem See eine Grotte zu bilden. Dieſs alles bleibt ihm noch übrig; nur hüte er ſich zu viel auf einander zu häufen, und ſetze ſich Schranken, damit das Schöne, was er geſchaffen, nicht wieder verliere.

Ich habe die Hauptanlagen des Thals nur im Groſsen gezeichnet; es wäre zwecklos, bei einem ſolchen Entwurfe von der einzelnen Ausführung der Nebendinge zu reden, wozu ich die Pflanzungen, Wegweiſer, Brücken und Wege, die Belebung des See's mit wildem Geflügel, die Benützung der kleineren Thäler, die kluge Verbindung der einzelnen Theile unter einander, und jede kleine Verbeſſerung rechne. Nur ſo viel muſs ich, um nicht etwa miſsverſtanden zu werden, hierbei noch erinnern, daſs ich keineswegs wünſche, den wahren Naturcharakter des Ganzen, ſo wie er itzt iſt, vertilgt zu ſehen.

So ſehr auch dieſs herrliche Thal verſchönert werden könnte, müſste denn doch die Natur, wenn alle jene beſchriebenen Anlagen verwirklichet werden ſollten, mit gröſster Schonung behandelt werden. Der Fremdling, welcher das Thal beſuchte, müſste anfangs bloſse Natur zu finden glauben, und nur bei den einzelnen angelegten Parthien, die er nirgends ganz zu überſehen vermöchte, die verſchönernde Hand erblicken. Nie dürfte die Gegend zum Garten werden; denn das Geſchmückte, was in dem Garten verlangt wird, verträgt ſich nicht mit dem hohen Naturcharakter. Ein reizender Garten in einer alltäglichen Gegend hat einen entſchiedenen Werth, und verdient unſtreitig, wenn er den reinen Geſchmack befriediget, den Namen eines merkwürdigen und vortreflichen Kunſtwerks; allein der nämliche Gartenähnliche Schmuck, der ihn zu einem Gedicht idealer Natur macht, würde in einer über alle Gartenkunſt erhabenen Naturgegend gewiſs nur als ein Spielwerk erſcheinen. Eine kleine arkadiſche Schäferwelt, die in einem groſsen Naturgarten, wie ein künſtlicher Waſſerfall, gleichſam nur als ein vorübergehendes Schauſpiel aufgeführt wird, kann wohl an einem feſtlichen Tage Vergnügen gewähren; aber das geſchäftigte Leben des Landmanns in Dörfern und Feldern unterhält uns ſtets und ermüdet uns nie. Dort ſind wir im Schauſpiel und merken auf Rollen und Spieler; hier aber ſind wir in der wirklichen Welt, und ſehen handeln, genieſsen und dulden, und nehmen beſtändigen Theil an dieſem natürlichen Wechſel der Dinge. Dort wird über unſere Einbildungskraft eine Zeitlang durch Täuſchung geboten; hier erlaubt ſich hingegen unſere Phantaſie, zuweilen über die Wahrheit zu gebieten, und ob ſie ſich ſchon bewuſst iſt, daſs ſie nichts an ihr zu verändern vermag, ſo ſchwärmt ſie doch gern in ſolchen Verſuchen, wie das Kind auf blumigen Wieſen, kehrt aber noch froher in die Arme der Mutter zurück.

Eine weiſe Verſchönerung der wahren Natur, zu welcher die Kunſt nur hie und da die erbetene Hand reicht, beraubt uns nie des natürlichen Eindrucks, der uns ſo wohl thut, der den Geiſt zu ernſten Betrachtungen ſtimmt und das Herz an reinen Empfindungen wärmt. Die Kunſt, die gleichſam nur wie eine ſeltne Erſcheinung aus derſelben hervortritt, wirkt dann nicht bloſs durch den Brennſpiegel der Einbildungskraft auf unſre Gefühle; ſie wirkt noch ſchneller und ſichrer durch den unerkünſtelten Reiz der Natur, der ihr willig die Macht leiht, womit ſie den Sinn der Empfindung beherrſcht. Eine traute Verbindung

der ſchönen Natur mit der Kunſt, in welcher jene die Oberhand führt und dieſe ſich ihr gefällig anſchmiegt, muſs alſo wahre Veredlung erzeugen; und eben deswegen verdient eine ſchöne natürliche, durch Kunſt gehobene Landſchaft vor allen Gärten unſtreitig den Vorzug.

Ich habe bei dieſem Entwurfe auf beide Gründe, die ich beſchrieben, und die in der Länge ohngefähr zwei Drittheile des Ganzen betragen, keine weitere Rückſicht genommen. Der hintere, welcher nach Tharand führt, braucht wenig Verſchönerung, weil er auf die Gegend von Tharand vorbereiten ſoll, in welcher ebenfalls nichts erhebliches mehr gethan werden dürfte. Dieſer Grund müſste ganz in ſeinem Naturſtyl bleiben, und wegen der Wieſen die ihn bekleiden, könnte hier ein Maierhof ſtehen, deſſen Heerden die Gegend belebten. Eine kleine Verbeſſerung, welche die Pflanzungen träfe, und hie und da eine Öffnung zu den Gewäſſern der Weiſseritz, nebſt einem einfachen Waldhäuschen, was auf der Somsdorfer Seite aus dem obern Gehölze des Bergs, vom Meierhofe hinaufwärts, zur Hälfte hervorragte, wär' alles, was er bedürfte.

Der vordere Grund, der nach Dresden zurück führt, verträgt als Eingang betrachtet, und wegen der Nähe der Stadt, ſchon einige Verſchönerung mehr; doch dieſe habe ich bereits bei Beſchreibung deſſelben bemerkt. Die

GEGEND ZWISCHEN POTSCHAPPEL UND DER PULVERMÜHLE AUF DEM RÜCKWEGE

in dieſen herrlichen Grund hat einen wilden Charakter, und läſst auch von hier aus, wie ſchon der Eingang bei Plauen, auf ſeine felſigen Maſſen und innere Groſsheit ſchlieſsen, nicht aber auf den damit verbundenen Reiz, durch welchen die Wildheit des Grundes ſich mildert. Zur Rechten am Kulben zieht ſich die Weiſseritz hin, die durch das nun immer enger werdende Thal ſich ſtets an der nämlichen Bergſeite hinſchlingt. Ohngefähr in eben der Gegend, wo man auf dem Berge zur Linken der hier gelieferten Anſicht ein gemeines Gebäude erblickt,



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Gegend zwischen Potschappel und der Pulvermühle auf dem Rückwege.

würden einige Kärnthner Bauerhäuſer gewiſs eine angenehme Verſchönerung ſeyn; auch eignete ſich die Lage vielleicht zu einer beträchtlichen Schäferei, die in einem ähnlichen pittoresken Gewande mit den weidenden Heerden an den Abhängen der Berge ein willkommener Gegenſtand wäre.

Der Rückweg durch den Grund iſt eben ſo unterhaltend wie der Herweg. Durchgängig hat man andre beſchränkte Gemälde zur Anſicht, ſo wie die Krümmung der Berge auf beiden Seiten andere Anſichten geben. Noch intereſſanter wird auf dem Hinweg die Betrachtung über die Bildung des Grundes, weil ihn von hier aus die Gewäſſer der Weiſseritz allmählich in dieſes Sienitgebirge gewählt haben. Gleich über der Pulvermühle an der weſtlichen Seite bemerkt man an den ſenkrechten Klippen in der Höhe, ſo wie an den Felſenwänden beim Eingang zwiſchen der Brücke und der Buſchmühle, viel deutliche Spuren, daſs vormals das Waſſer da oben vorbeigegangen, und daſs es durch Eiſschollen und mit ſich hinweg gewälzte Steine horizontale Furchen hineingeſtoſsen und die Ecken und ſcharfen Kanten der Klippen abgerundet hat. Nicht minder bemerkt man, noch auſser den ſichern Beweiſen, welche die ſchon beſchriebenen Flötze auf beiden Höhen gewähren, auch an dem gleichartigen Laufe der beiden Gebirgsſeiten, und aus dem Verhältniſs der hervorſtehenden Ecken und der gegenüber einſpringenden Winkel, ſichtbar genug, daſs dieſer Grund kein urſprüngliches Thal, ſondern bloſs durch das Waſſer gebildet ſei.

Der reiche Gehalt an mineralogiſchen Merkwürdigkeiten, womit der ganze Grund bis nach Tharand angefüllt iſt, führt auf die ſehr natürliche Frage, ob nicht auch edle Metalle in ſeinem Innern enthalten ſeien. Es gab allerdings eine Zeit, wo man dieſs mit groſser Gewiſsheit vermuthete und ſich auf ältere Sagen verlieſs, die aus dem Schooſe dieſer Gebirge unausſprechlichen Reichthum verſprachen. Man unterſuchte daher die vielen Gänge, womit der Sienit von der Wohnung des Hegereuters bis zur grünen Hoffnung, und der Porphyr von da bis zum Sauberge, ſo wie auf der andern Seite der Eichberg bei Potſchappel, durchſezt ſind, mit Verſuchſtollen *);

*) Alle dieſe Gänge und Stollen ſind vom Herrn Tauber in ſeiner mineralogiſchen Beſchreibung des Grundes, die ſich im zweiten Theile dieſes Werks befindet, hinlänglich bemerkt. Auf den Profilen ſind die Gänge, ſo am Wege durch den Grund zu Tage ausſetzen, an ihrem wirklichen Orte mit ſchrägen Linien angegeben, und die Stollen, die auf ſie getrieben worden ſind, auf der Grundlinie mit einem Viereck bezeichnet.

da ſie aber ſo wenig Hoffnung zu einiger Ausbeute gewährten, ſo verlieſs man ſie wieder. Von der Buſchmühle bis nach Potſchappel giebt es funfzehn ſolcher Stollen, deren einige vierzig bis funfzig Ellen weit in das Gebirge hinein getrieben worden, ohne daſs man eine günſtige Ausſicht gewonnen, dieſe Bemühungen nur einigermaſsen belohnt zu ſehen. Nach dieſen Erfahrungen ſcheint es beinahe als wenn beide Gebirgsarten hier keine Schätze enthielten, ob ſie gleich an andern Orten in Sachſen nicht nur Blei und Zinn, ſondern auch Silber, und in Ungarn ſogar Gold- führende Gänge anſetzen und reiche Ausbeute geben.

Die alten Fabeln von dem unermeſslichen Reichthum an Gold und Silber, den der Plauiſche Grund, ſo wie das ganze ſächſiſche Erzgebirge enthalten ſoll, rühren hauptſächlich von den italieniſchen Hechelträgern her, die in unſern Gegenden mehrere Arten von guten Steinen, dergleichen in unſern Gebirgen gefunden werden, zuſammen ſuchten. Dieſe Leute wurden Wahlen genannt, vielleicht von dem Worte *Vallenſes*, worunter man damals alle Thalbewohner an den Grenzen der Schweiz und Deutſchlands begriff. Vermuthlich waren die meiſten darunter Venetianer, welche mit den mancherlei Arten von Steinen, die ſie zu ſchleifen verſtanden, in den ältern Zeiten einen beträchtlichen Handel trieben. Allein die Wahrheit, die hierbei in Abſicht auf unſere Gegend zum Grunde liegt, iſt dergeſtalt mit Mährchen umhüllt, daſs ſie beinahe ſelbſt zur Fabel geworden iſt. Es giebt über dieſe ſo genannten Wahlen eine eigne Schrift, die man als den Inbegriff der trüglichen Vorſtellungen von den unbegreiflichen Reichthümern unſerer gebirgigten Gegenden betrachten kann *). Als Verfaſſer derſelben wird M. Chriſtian Lehmann, weiland Paſtor zu Scheibenberg genannt, deſſen Enkel ſie alsdann zu Tage gefördert, in der völligen Überzeugung, daſs ſie werth ſei, nicht länger verborgen zu bleiben — vielleicht aus Vertrauen auf den frommen Groſsvater, der am Ende der Schrift dem Allmächtigen herzlichen Dank ſagt, daſs er ihm Gnade gegeben, dieſs Werk noch in ſeinem Alter und in ſeiner Schwachheit zu enden. Die letztere merkt man freilich durchaus; denn der leichtgläubige Mann ſcheint allen Unſinn und Aberglauben mit möglichſter Treue zuſammengeraft zu haben.

*) Nachricht von Wahlen, wer ſie geweſen, wo ſie Golderz aufgeſucht, und gefunden, wie ſie ſolches geſchmelzt und zu gut gemacht, auch wie ſie aus Erzen und Kräutern Gold gebracht, aus alten Schriften und Nachrichten gezogen, und denen Liebhabern des Bergwerks und Schmelz - Weſens, auch Chymicis eröffnet, von C. G. L. c. f. Frankfurt und Leipzig, 1764. 8. (150. Seiten.) — S. Horns Sächſiſche Handbibliothek. 2. Th. S. 249 — 252.

Die wunderbaren und ſeltſamen Fabeln von dieſen Wahlen, ihren Geheimniſſen und den ungeheuern entdeckten Schätzen in unſern Gebirgen, die ſich von Alters her bis auf unſere Zeiten unter kurzſichtigen Menſchen fortgepflanzt hatten, wurden durch obiges Büchlein wieder angefriſcht und aufs neue in Umlauf gebracht. Beſonders erregte das darin erzählte Geſchichtchen von einem reich gewordenen Wahlen in Venedig die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe. Das Mährchen war zwar ſchon lange zur Volksſage geworden; aber nun war es, wiewohl in etwas veränderter Geſtalt, förmlich gedruckt, und hatte dadurch das Gepräge der Wahrheit erhalten. Ein Wahle hatte nämlich viele Jahre hinter einander bei einem armen Manne, der ſich immer ſo dienſtfertig als möglich gegen ihn benommen, eine gewiſſe Zeit ſeine Herberge gehabt. Des Morgens war er gewöhnlich ausgegangen, und des Abends hatte er immer kleine Säckchen mit Steinen nach Hauſe gebracht, die er denn auch, wenn er wieder heimgereiſet war, alle mit ſich genommen hatte. Endlich nahm er einmal von ſeinem Wirthe auf immer Abſchied, gab ihm etliche Goldſtücke, und äuſserte dabei, er wünſche ihn oder ſeine Kinder auch einmal bei ſich bewirthen zu können. In der Folge trug es ſich auch wirklich zu, daſs einer von den älteſten Söhnen dieſes Mannes als Soldat mit der kaiſerlichen Armee nach Italien kam. Hier ward er verwundet, muſste ſeinen Abſchied nehmen, und da er nicht weit von Venedig entfernt war, ſo bekam er Luſt dieſe Stadt zu ſehen. Als er gegen Mittag angekommen war, und eben an einem Canale ſtand, über welchen er gern hinübergefahren wäre, wenn er nicht die Koſten geſcheut hätte, kam ein vornehmer Herr, um ſich überſetzen zu laſſen. Dieſer bemerkte ihn, ſah ihm ſcharf ins Geſicht, und fragte ihn endlich, ob er nicht aus dem ſächſiſchen Erzgebirge ſei und ſo und ſo hieſse. Der Soldat bejahte die Fragen, und der unbekannte Herr nahm ihn mit nach Hauſe. Hier fragte er denſelben, ob er ihn nicht mehr kenne. Nein, antwortete der Soldat. Nun ſo will ich dir Jemanden bringen, entgegnete er, den du gewiſs kennen wirſt, und gieng zum Zimmer hinaus. Nach einer Weile kam er in der alten zerriſſen Kleidung zurück, die er gewöhnlich auf ſeinen Reiſen getragen hatte, und nun erkannte ihn der erſtaunte Soldat den Augenblick. Siehſt du, ſagte jener, dieſes ſchöne Haus und ein anſehnliches Vermögen habe ich mir aus den Steinchen erworben, die ich in eurer Gegend aufgeleſen habe. Er bewirthete den jungen Menſchen aufs beſte, lieſs ihm Kleider machen, behielt ihn einige Wochen bei ſich, und beſchenkte ihn bei ſeiner Abreiſe für ſich und ſeinen Vater mit einigen hundert Thalern. — So lautet

die eigentliche Sage, die wenigſtens noch wahrſcheinlicher klingt, als ſie der Enkel des alten Pfarrers in jenem Büchlein erzählt hat.

Zufolge der darin mitgetheilten Nachrichten eines Wahlen, Johann Beagen, der 1685 zu Frauenſtein geſtorben, ſoll zwiſchen der Buſchmühle und dem Schweizerbette ein Goldgang ſeyn und der hohe Felſen daſelbſt zur Hälfte aus Gold und Silber beſtehen; das nämliche wird von einem hohen Felſen zweihundert Schritte weiter hin, und von dem kleinen Grunde, der hinauf nach Coſchitz führt, behauptet. Ich übergehe die übrigen Weiſungen auf die Gegend der grünen Hoffnung, den Windberg, den Somsdorfer Hohlweg und die Tharander Gegend, deren Reichthum an Gold und Silber unbeſchreiblich iſt, und in welcher Gegend „der ganze Mann liegt, nach dem Waſſer zu der halbe Theil, der Arm nach Freiberg, und das ganze Corpus nach dem Tharander Walde zu.“ Einige dieſer Angaben treffen auf Gänge, die im Profile angegeben ſind, andere hingegen gar nicht. Das Gold und Silber fehlt aber durchgängig, es müſste ſich denn lezteres einmal in dem Höckendorfer Reviere wieder finden, wo vor dritthalbhundert Jahren ein berühmter Bergbau war, der aber bei einem heftigen Gewitter durch das einſtürzende Waſſer gänzlich zerſtört wurde. Im Plauiſchen Grunde ſelbſt iſt, dem Anſcheine nach, die Hoffnung verloren, jene geprieſenen Schätze von Gold und Silber zu finden, weil die Wahlen ſie leider! verzaubert haben. Sie gehören alſo zu den Schätzen, welche das Zauberſchloſs im Windberge, und die Braupfanne im Burgwartsberge verwahren.

„Bei Austheilung des Goldes über den Erdkreis, hat ſich die Natur beinahe mehr als karg gegen unſer Vaterland bewieſen, denn man trift nur hin und wieder einige ſehr geringe Spuren davon an.“ *) Die an Goldſand ſo reich geprieſene Weiſseritz iſt eben ſo arm, als alle Gewäſſer des Erzgebirges. In einigen Bächen des Voigtlandes hat man zwar kleine dünne Blättchen von gediegenem Golde im Sande gefunden, und daher vormals in der Göltſch an verſchiedenen Orten Goldſeifen angelegt, allein dieſe Goldblättchen ſind in zu geringer Menge zerſtreut, als daſs bei jenen Verſuchen die bloſsen Gewinnungskoſten erſetzt worden wären.

*) S. Bergmänniſches Journal, 2ten Jahrgang 2ten Band, S. 934.



Klengel del. J. A. Darnstedt sc.

Ansicht der Granitfelsen nach der Brücke zu, von der Buschmühle.

16

Was die Natur diesem merkwürdigen Grunde an reichen Metallen versagt hat, ist ihm durch lehrreichen Bau und äufsere Schönheit ersetzt. Wie majestätisch und reizend erscheint das Gewinde der beiden Gebirgswände, die wir im vordern Grunde itzt rückwärts durchwandeln! Wie interessant ist die

ANSICHT DER GRANITFELSEN NACH DER BRÜCKE ZU VON DER BUSCHMÜHLE

betrachtet! Es sind die nämlichen Felsen, rückwärts genommen, die der zweite Prospect mit der Brücke darstellte; aber sie sind es nur halb, und man vermisst so die liebliche Rundung, welche sie bilden. Indessen macht sich die Ansicht derselben mit der Brücke und der Wohnung des Hegereuters in Hintergrunde auch so, wie sie hier ist, vortreflich; und die Einbildungskraft weifs das Fehlende schon zu ergänzen. Allein noch lebhafter würde sie dann, wenn auf dem vordern Felsen wirklich das Wachhaus stünde, was ich beim Eingang dieser Beschreibung ihm wünschte, im Fall der Grund das Eigenthum eines Einzigen wäre. Nun denke man noch die freie Pflanzung an der Lehne des gegenüberliegenden Bergs, wovon hier im Bilde nur eine Spitze hervortritt, mit ihren auf die Höhe führenden Wegen hinzu, nebst einem ländlichen Mühlengebäude und dem hölzernen Weisseritz-Stege — wie schön, wie romantisch würde dadurch der ganze Bezirk, der wegen der Nähe der Stadt eine solche Verschönerung doppelt verdiente.

Vielleicht könnte hier, wie ich schon vornen erwähnt, das kleine Gebäude, was jenseits der Weisseritz hinter der Mühle steht, in Gestalt eines freundlichen Fischerhauses, das sich gut mit der Mühle gruppirte, zugleich eine Sammlung aller der mineralogischen Merkwürdigkeiten enthalten, die sich im ganzen Grunde befinden, um jeden Freund der Naturgeschichte auf seine Gebirgsarten und alle damit verwandte Gegenstände aufmerksam zu machen. Der Fremde, welcher den Grund besuchte, könnte hier über alles, was er zu wissen verlangte, über interessante Parthien, über Wege und Merkwürdigkeiten, die ihm nöthige Auskunft erhalten. Und Jedermann könnte den frohen Genufs dieser schönen Natur und ihrer erhöhten Reize, zugleich mit einer Belehrung verbinden, die ihm eben so nützlich als angenehm wäre.

Man durchwandle nunmehr den Grund in Gedanken noch einmal, und denke sich jede Verschönerung, die ich ihm wünschte, als wirklich. Wo wäre der Garten,

der dieser romantischen Landschaft den Vorzug streitig machte? — Und dennoch bliebe darin die Natur der Hauptcharakter; die Kunst begegnete ihr nur zuweilen als eine gesellige Freundin, und erhöhte durch ihren gefälligen Zauber die Anmuth und Würde, wodurch dieses herrliche Thal schon itzt so anziehend ist.

Ich glaube nicht, dass man diesem Verschönerungsplane den Vorwurf machen könne, als würde durch Befolgung desselben die Natur mit Gegenständen der Kunst überhäuft werden. In einer Länge von dritthalb Stunden verschieben sich alle die Anlagen, die ich entworfen, weit genug aus einander, und man bemerkt kaum die Kunst, die ihr bisweilen zu Hülfe gekommen; sie erscheinet im Ganzen vielmehr als ein Nebenbedürfniss, was gleichsam unbeabsichtet zur allgemeinen Verschönerung beiträgt. Nur hie und da in einzelnen Theilen erblickt man die Absicht, eine schöne Parthie für öftern Genuss noch bequemer und angenehmer zu machen. Doch alles diess wird nur allmählig entdeckt, denn überall sieht man im Grossen die wahre Natur, und rings auf den Höhen, so wie in den Tiefen das rege und wirksame Streben, ihr alles, was sie dem Nahrungsfleiss darbeut, auf mancherlei Arten abzugewinnen. Die Kunstgebäude, die man erblickt, sind ihrer Bestimmung gemäss, und wenige nur sind bloss für Vergnügen und Aussicht berechnet. Die einfachen Wege, die man gezogen, um Höhen und Thäler leicht zu verbinden, sind, ohne dem Feldbau Schaden zu thun, oft eben so nützlich, als angenehm und bequem. Die fremden Gehölze und Pflanzen, die anspruchlos an Felsen und Lehnen unter den einheimischen hervorblicken, und deren mehrere Nutzen versprechen, scheinen dem Erdboden hier ursprünglich entsprossen zu seyn, nnd werden den Pflanzenkenner, der hier schon reichliche Nahrung findet, noch interessanter beschäftigen und späterhin ungewiss lassen, ob dies ihr wirkliches Vaterland sei.

So wenig man also diesen Entwurf, das Thal zu verschönern, der Überladung beschuldigen dürfte, so wenig träfe denselben der Einwand zu beträchtlicher Kosten welche die Ausführung desselben erfordern würde. Der reiche Besitzer des Ganzen vermöchte sie schon zu bestreiten; auch wär' es nicht nöthig, dass alles auf einmal geschähe. Den grössten Aufwand verlangten die Hauptgebäude, die zum Bewohnen bestimmt sind, und diese würde ein Mann von solchem Vermögen sich auch in andern Besitzungen bauen, vielleicht nur, wie Manche, mit wenig Geschmack, aber immer mit gleichen bedeutenden Kosten. Geschmack erhöht den Aufwand in Bauen gewiss nicht erheblich; ja oftmals kommen Geschmacklosigkeit und Mangel an Plan dem Bauherrn höher zu stehen. Wie oft wird nicht das schon Gebaute wieder nieder-

gerissen! Und dennoch erscheinet zuletzt das Ganze wie ein unansehnlicher Steinklumpen, und ist von aussen und innen ein ärmliches Flickwerk. Ein wahrer Baukünstler, der diesen Namen verdient, wird die Vergütung seiner Bemühung, die freilich den Lohn eines Mauermeisters, wie billig, überwiegen muss, durch Plan, durch Ordnung, und durch Verhinderung vergeblicher Kosten wieder ersetzen; und zur Ehre des Bauherrn geht dann ein schönes Gebäude aus seinen Händen hervor.

Der übrige Aufwand, den die entworfenen Anlagen verlangen würden, kann eben so wenig in Betrachtung kommen, wenn man ihn mit den erstaunlichen Kosten vergleicht, welche vormals die grossen französischen Gärten verschlangen, und die itzt die englischen Gärten erfordern, worin man Gebäude aus allen Himmelsgegenden findet, und die Vorwelt und — Nachwelt (möcht' ich sagen) geduldig beisammen erblickt; wo künstliche Hügel und künstliche Thäler, wie Meereswogen, auf einander folgen, und Graben gezogen werden, um Brücken drüber zu bauen; und wo nicht nur die Anlagen eine grosse, nie zu berechnende Summe in sich hineinziehen, sondern wo überdiess noch die jährlichen Unterhaltungskosten den ganzen Ertrag eines bedeutenden Ritterguths brauchen. Hier aber in dieser verschönerten Landschaft, wo das Geschmückte vielmehr vermieden, als gesucht werden dürfte, würden die erforderlichen Unterhaltungskosten, in Vergleichung mit jenen, von keinem grossen Belang seyn.

Man darf mich deswegen, ich muss es nochmals erklären, für keinen Gegner der so genannten englischen Gärten halten: ich ehre und liebe die Kunst, die auf einem unbedeutenden Landstück ein Kunstwerk hervorzuzaubern vermag, welches die schöne Natur nachahmt und auf mancherlei Weise Vergnügen und Unterhaltung gewährt. Ich wollte nur zeigen, dass die wahre schöne Natur, durch einige Kunst gehoben, da, wo sie vorhanden ist, auch die vortreflichsten Gärten in jeder Rücksicht verdunkelt, und dass eine solche Garten-Landschaft (mit welchem Namen ich sie, bis ein andrer gefunden ist, zum Unterschiede der Gärten einstweilen belegen will) eine eigene Gattung ausmache. Auch tadle ich keineswegs die beträchtlichen Kosten, die grosse Gärten sowohl bei Anlegung derselben als zur beständigen Unterhaltung erfordern, wenn Fürsten und reiche Besitzer solche Summen entbehren können, und wenn nur aus ihrem Verbrauche ein schönes Kunstwerk hervorgeht. Dann ist ein solcher Aufwand immer zu rühmen; denn er ernährt eine Menge von Menschen, und hinterläst doch ein geschmackvolles Denkmal einer liebenswürdigen Kunst, was tausenden spät noch Vergnügen gewährt. Ich suchte nur mit dem

was ich äuſserte, dem Einwurfe vorzubeugen, als ob eine ſolche Verſchönerung, wie ich ſie vorſchlug, zu groſse Koſten verlange, und wollte den Freunden der ſchönen Natur, die ſich irgend ein Grundſtück bei ihrer Wohnung zu verſchönern gedächten, ſowohl auf dieſe ſeltnere Gattung, als auf den geringeren Aufwand, deſſen ſie bedürfte, aufmerkſam machen.

Allein es iſt Zeit von dieſen Gedanken zurückzukommen und die Kunſt zu vergeſſen. Wie leicht vergiſst man ſie nicht in einer ſolchen Natur! — Der Traum, der mir ihre Verſchönerung zeigte, wird nie in Erfüllung gehen; auch hab' ich ihn nicht in dieſer Abſicht verfolgt. Zum Glück kann dieſes herrliche Thal der Hülfe der Kunſt entbehren; es iſt ſo erhaben und ſchön, daſs es auch denen gefällt, die ſich ſonſt bald aus der freien Natur zurück in ihre ſtädtiſchen Wohnungen ſehnen. Wie majeſtätiſch und reizend zugleich iſt nicht die vordere Gegend, wo wir verweilen! Neben und hinter uns ſteile felſige Maſſen, doch ohne Wildheit, und vor uns

DAS WEHR MIT DER BRÜCKE UND DER WOHNUNG DES HEGEREUTERS NACH DRESDEN ZU.

Dieſs iſt das letzte ſchöne Gemälde, was wir auf unſerm Rückweg erblicken. Es iſt gleichſam die Fortſetzung des vorigen. Was dort den Hintergrund machte, erſcheint uns hier näher. Der hinter der Brücke befindliche Berg, iſt der nämliche, welchem das Wachhaus beſtimmt war. Die Anſicht dieſer Parthie hat einen fremden Charakter. Der Standpunct, aus welchem ſie ſo erſcheint, wird ſelten geſucht, weil er ſich, abwärts vom Wege, zur Linken befindet. Die rauſchende Weiſseritz, die hier vom Wehre herabſtürzt und dann an dem linken Gebirge ſich hin krümmt, trägt viel zu ihrer Verſchönerung bei. Wie reizend liegt die Wohnung des Hegereuters am Abhang des Bergs! Wer wünſchte ſich nicht zuweilen hier einige Tage in Ruhe zu wohnen, und des Morgens und Abends den ſchönen Grund zu genieſsen, wo die Strahlen der Sonne nur die Spitzen der Berge beleuchten und keine Hitze den Wandelnden drückt! Man darf ſich nicht wundern, wenn man hier immer Spaziergänger trift, die, von der Anmuth der Lage gelockt, dieſs Haus zum Ruheplatz ſuchen, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Oft macht man Geſellſchaft,



J. F. A. Oeser del. J. A. Darnstedt sc.

Das Wehr mit der Brücke und der Wohnung des Hegereuters nach Dresden zu.

hier Mittags oder Abends zu ſpeiſen, weil, auſser der Nähe des Grundes, die Lebhaftigkeit auf der Straſse, beſonders an feſtlichen Tagen, dieſem Aufenthalt eine Annehmlichkeit mehr giebt. Die geringe Entfernung von der Stadt gereicht ihm zum Vortheil, und giebt überhaupt dem Plauiſchen Grunde vor andern gefälligen Orten ſchon dadurch einen entſchiedenen Werth. Auch ſcheint er ſeit einigen Jahren, bei aller Zerſtreuung der Menſchen in die ganze reizende Gegend, die Dresden umgiebt, und wo noch überdieſs die vielen Weinberge zu Genuſs und Vergnügen bei Freunden einladen, unter allen der beſuchteſte Ort zu ſeyn, beſonders ſeit Tharand das beliebte Ziel einer weitern Spazierfahrt geworden.

Iſt's Wahrheit oder Irrthum, mich dünkt überhaupt, es habe ſeit einiger Zeit der Sinn für ſchöne Natur und für die Freuden, die ſie gewährt, ſich unter den Menſchen um vieles erweitert. Im Allgemeinen ſcheint es mir wenigſtens ſo, als betrachte man itzt die Schönheiten der Natur mit andern Augen als ſonſt, und wiſſe die Annehmlichkeiten, welche der Aufenthalt in einer reizenden Gegend verſchaft, auch höher zu ſchätzen. Zwar bin ich entfernt, durchgängig hierin ein reiner gebildetes Empfindungsvermögen zu ſuchen, und alle die einzelnen Merkmale, die mich zu dieſer Äuſserung führen, aus einerlei Quelle zu leiten. Indeſſen weiſet der Geiſt der Zeit doch immer bei jeder Erſcheinung eines herrſchenden Geſchmacks auf ſichere Spuren hin; und dieſe Spuren beſtärken mich in meinem Glauben an ein erweitertes Gefühl für ſchöne Natur und ihren Genuſs. Die Neigung zum Landleben hat ſichtbar um ſich gegriffen, und wer es entbehren muſs, ſucht doch zuweilen mit ſeiner Familie oder mit Freunden einen Tag im Freien zuzubringen. Die Liebe zu Gärten iſt allgemeiner geworden; man pflege nun Blumen und Bäume, oder bilde ſich eine ſchöne Natur um ſeine Wohnung herum und ſchmücke ſie mit Gegenſtänden der Kunſt: es iſt immer die nämliche Stimmung der Menſchen, die ſich nach Vermögensumſtänden und andern Verhältniſſen verſchiedentlich äuſsert. Die Pflanzenkunde, womit ſich vormals nur wenige Ärzte und Gärtner beſchäftigten, wird itzt von Gelehrten und Ungelehrten mit groſsem Eifer getrieben, und ſelbſt das andere Geſchlecht hat ſie in vielen Gegenden zu einer Art von Liebſchaft erkohren. Auch andere Fächer der Naturgeſchichte haben von Zeit zu Zeit mehr Freunde gewonnen; und wenn ſchon nicht immer der Hang zum Genuſs der Natur die Veranlaſſung oder Folge davon iſt, ſo wirkt doch alles mit dazu hin, dieſs Gefühl zu erweitern und mitzutheilen.

Die Folgen dieſes Beſtrebens, ſich mit der Natur auf alle Weiſe mehr zu beſchäftigen, können für die edleren Kräfte des Menſchen nicht anders als heilſam ſeyn. Je mehr ſich der Sinn für ihre Schönheit öffnet, je thätigern Antheil die Denkkraft auch an den einzelnen Gegenſtänden nimmt, die ſie überall findet, deſto empfänglicher wird auch der Menſch für das Wahre und Nützliche, für das Reine und Gute. Ich würde gern bei Verfolgung dieſer Betrachtung verweilen, und die Wirkung entwickeln, die endlich aus einem natürlichern und einfachern Leben, was jene

Neigung erzeugte, hervorgehen müſste: allein ich darf mir hier nur erlauben, dieſs obenhin zu berühren. Doch eine ſehr ſichtbare nützliche Folge des Vergnügens an ſchöner Natur muſs ich erwähnen, die einleuchtend genug iſt, um nicht in Zweifel gezogen zu werden. Je mehr die gröſseren Gütherbeſitzer Geſchmack an Gärten gewinnen, deſto mehr Neigung faſſen ſie auch zu ihren Beſitzungen, und je länger ſie in denſelben verweilen, deſto vortheilhafter iſt es für ſie ſelbſt und für ihre Bauern. Schon längſt hat man darüber geſeufzt, daſs gewöhnlich das Mark der Länder aus allen Bezirken in den Hauptſtädten wieder verzehrt wird, und wenig oder gar nichts in die Gegend zurückkehrt, aus der es geſloſſen. Dieſs hat die unnatürliche Gröſse ſo mancher Städte erzeugt, die gleichſam eigene Staaten bilden, und in gar mancherlei Rückſicht den Ländern nachtheilig werden. Ich wünſchte daher, daſs die Liebhaberei an freieren Gärten unter Gütherbeſitzern immer mehr Eingang fände, oder daſs ſie vielmehr ſich entſchlöſſen, die ſchon vorhandene Gegend um ihre ländliche Wohnung mehr zu verſchönern. Dieſs kann auf mancherlei Weiſe geſchehen, ohne der Benutzung des Grundſtücks im Mindeſten zu nahe zu treten. Es würde nur um ſo beſſer bearbeitet werden, weil Wieſen und Felder ſich mit in dieſem Plane befänden, und manches verödete Plätzchen, das itzt von keinem Auge bemerkt wird, zöge alsdann den Blick des Verſchöneres an ſich, der eben dadurch, wenn er weiſe verführe, zugleich zum Verbeſſerer würde. Wie manche Pflanzung, wodurch man nur Schönheit und Anmuth zu erzielen ſuchte, würde allmählich auch Vorurtheile erſticken. Es bedarf, um eine Gegend angenehmer zu machen, nicht immer koſtbarer Häuſer noch erheblicher Kunſt; es bedarf nur wahren Geſchmack. Eine Hütte von Stroh, ein Waldhaus von natürlichen Stämmen, verrichtet oft den nämlichen Dienſt. Das, was die Natur giebt, an Wäldern, an Fluren, an Bächen, iſt immer das Wichtigſte. Statt fremder Gehölze, die jedoch immer auch Statt finden könnten, würden freie Gruppen von Fruchtbäumen, mit ähnlichen Sträuchern vermiſcht, nicht nur die nämliche Wirkung thun, ſondern noch überdieſs Nutzen gewähren. Und ſo könnte faſt jede Beſitzung, ohne bedeutenden Aufwand, wenn alles, was die Natur darböte, geſchmackvoll und weiſe benützt würde, durch manche kleine Verſchönerungen und freundliche Schattenparthien zu einem mehr oder minder reizenden Aufenthalt werden, wenn auch nicht gerade zu einem Plauiſchen Grunde.

Neigung erzeugte, hervorgehen müſste: a
dieſs obenhin zu berühren. Doch eine ſehr
an ſchöner Natur muſs ich erwähnen, die ein
gezogen zu werden. Je mehr die gröſser
gewinnen, deſto mehr Neigung faſſen ſie au
ſie in denſelben verweilen, deſto vortheilhaft
Schon längſt hat man darüber geſeufzt, da
allen Bezirken in den Hauptſtädten wieder v
in die Gegend zurückkehrt, aus der es geflo
ſo mancher Städte erzeugt, die gleichſam e
cherlei Rückſicht den Ländern nachtheilig
Liebhaberei an freieren Gärten unter Güthe
oder daſs ſie vielmehr ſich entſchlöſſen, die
liche Wohnung mehr zu verſchönern. Dieſ
ohne der Benutzung des Grundſtücks im M
nur um ſo beſſer bearbeitet werden, weil Wi
befänden, und manches verödete Plätzchen,
zöge alsdann den Blick des Verſchöneres an
verführe, zugleich zum Verbeſſerer würde.
nur Schönheit und Anmuth zu erzielen ſuch
erſticken. Es bedarf, um eine Gegend angen
Häuſer noch erheblicher Kunſt; es bedarf nu
Stroh, ein Waldhaus von natürlichen Stämm
Das, was die Natur giebt, an Wäldern, an
tigſte. Statt fremder Gehölze, die jedoch im
freie Gruppen von Fruchtbäumen, mit ähnli
nämliche Wirkung thun, ſondern noch über
faſt jede Beſitzung, ohne bedeutenden Aufwa
geſchmackvoll und weiſe benützt würde,
und freundliche Schattenparthien zu einem
werden, wenn auch nicht gerade zu einem

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb

Der Plauische Grund Bei Dresden Mit Hinsicht Auf Naturgeschichte Und Schö
ne Gartenkunst

Bd.: [1]

Nürnberg (1799)

Rar. 2315-1/2#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00074061-6
VD18 14394628